From the Author

# Über den

# Ursprung der Sprache

von

**Wilhelm Heinrich Immanuel Bleek.**



Kapstadt.

*(Als Manuskript gedruckt.)*

1867.

" *Der Gedankenreichthum bei jedem Volk ist* " *es hauptsächlich was seine Weltherrschaft be-* " *festigt.*" (JAKOB GRIMM.)

" *Es ergibt sich dass die menschliche Sprache* " *nur scheinbar und vom Einzelnen aus betrachtet* " *im Rückschritt, vom Ganzen her immer im* " *Fortschritt und Zuwachs ihrer inneren Kraft* " *begriffen angesehen werden muss.*" (Derselbe.)

Druck von Van de Sandt de Villiers & Co.

## VORWORT.

Die Entstehung der Menschheit ist ein so neuer Akt in der Entwicklungsgeschichte des Erdlebens, und die Vorstufen, die dem Auftreten des Menschengeschlechts vorhergehen, sind uns so wohl bekannt, dass es kaum noch als etwas ausserordentliches gelten kann, wenn man den Prozess, der uns zu dém machte, was uns von der Thierwelt unterscheidet, und uns auf eine höhere Bahn warf, sich zu veranschaulichen versucht. Jetzt namentlich, wo die Tendenz aller neueren Forschungen in so starkem Maasse die Idee der fortschreitenden Entwicklung in dem Bildungsprozess der organischen Welt bekräftigt, erscheint dieser Aufsatz wohl nur als ein legitimer Sprössling der Zeit. Doch muss ich in dieser Hinsicht darauf aufmerksam machen, dass fast ganz so wie er hier abgedruckt ist, er schon vor Jahren geschrieben wurde.* Jakob Grimm hatte damals einen seiner schönsten Aufsätze herausgegeben, den nur der nicht ganz passende Titel "Ueber den Ursprung der Sprache," in ein falsches Licht stellte. Im Anschluss daran hatte Steinthal in einer Schrift, die wir zu den schwächsten dieses geistvollen Denkers rechnen müssen, dieselbe Frage besprochen, ohne jedoch in irgend welcher Weise ihre wirkliche Lösung in Angriff zu nehmen. Dá galt es dem damals noch jungen, obschon nicht ungeschulten, Sprachforscher sich selbst über das, was ihm die Meister nicht erklärten, klar zu werden.

Dass die Frage jemals in dieser Weise,—der einzigen, wie mir scheint, wissenschaftlich möglichen—zu beantworten versucht worden, ist mir unbekannt.

---

* Er bildete Theil einer Schrift, die 1853 um den Volneyschen Preis kompetirte. Die Publikation derselben ist bisher durch des Verfassers langjährige Abwesenheit von Europa verhindert worden.

Viele die diese Auseinandersetzung lesen, werden vielleicht nicht mit Unrecht (um sich die Sache klarer veranschaulichen zu können) fragen, in welche Zeitepoche etwa die hier geschilderten Vorgänge zu versetzen sind. Diese Frage berührt allerdings die Ergebnisse unserer Untersuchung in keiner Weise wesentlich;—aber ich sehe auch keine Ursache, warum was sich im Ganzen und Grossen schon als Resultat unserer Betrachtung des Verlaufes der Sprachentwicklung ergeben hat, nicht in einem Worte zusammengefasst werden möchte.

Die Art der Berechnung hier des Näheren anzugeben würde uns zu weit führen. Demnach kann ich um so weniger verlangen, dass unsere Schätzung so ohne Weiteres angenommen werde. Doch glaube ich, dass wir sehr mässig rechnen, wenn wir die Epoche der Menschwerdung auf hunderttausend Jahre vor unserer Zeitrechnung ansetzen. Dies ist eine Schätzung, die mir schon vor Jahren die blosse Erwägung des zur Bildung der verschiedenheitlichen Entwicklung der sogenannten altweltlichen Sprachen nöthigen Zeitraumes aufzudrängen schien. Es mag aber wohl sein, dass, statt éinem, mehrere, ja viele hundert Jahrtausende der menschheitlichen Geschichte angehören.

Doch liegt die Lösung dieser Frage nicht auf philologischem, sondern auf paläontologischem Gebiete; und in dér Beziehung ist es eine wahre Freude zu bemerken, mit welcher annähernden Sicherheit schon jetzt (wo nur noch erst wenige Länderstrecken geologisch genügend untersucht sind) man zu wichtigen Resultaten gelangt ist. Wenn ich daran denke, wie vor etwa zwölf Jahren, als ich einen Abend im Gespräche mit einem der bedeutendsten Geologen unserer Zeit diesen Gegenstand berührte, er die Erörterung der Frage nach dem Alter des Menschengeschlechts und der Epoche sowie der Lokalität seines ersten Auftretens erst viel späteren Stufen geologischer Forschung zuwies, und für die Gegenwart dies als einen noch kaum möglichen Untersuchungsgegenstand betrachtete,—da zeigt mir in der

That die Erscheinung von Sir Charles Lyell's Buch "Ueber das Alter und die Alterthümlichkeit des Menschen," mit welchen Riesenschritten die Europäische Wissenschaft fortgeschritten ist. Dies wird uns hier in der südlichen Hemisphäre, so weit von dem rührigen Getreibe des Europäischen Gelehrtenwesens entfernten, um so klarer, da uns häufig nur die Resultate, nicht aber der tägliche Fortschritt der Forschungen unserer nördlichen Freunde zugänglich sind. Dass wir darum doch mit reger Theilnahme im Ganzen und Grossen zum wenigsten dem Gange der Untersuchungen zu folgen bestrebt sind, dies in geringem Maassstabe den Freunden zu Hause zu zeigen, möge auch dieser Versuch dienen.

Ich möchte hierbei darauf aufmerksam machen, dass es mir noch durchaus nicht genügend untersucht zu sein scheint, inwiefern die niedere Thierwelt Sprache besitzt. So weit als ich es jezt begreifen kann, scheint es mir, dass was sie der Sprache analoges besitzen, etwa dieselbe Stufe einnimmmt, wie etwa Blockdruck im Vergleich mit dem Druck mit beweglichen Typen. Wenn man zum Beispiel in Wahrheit den Chinesen den Besitz der Druckkunst (so wie wir ihn nach Europäischen Begriffen auffassen) absprechen muss,—ebenso kann man nicht sagen, dass die niederen Thiere im eigentlichen Sinne Sprache, zum wenigstens nicht artikulirte Sprache, besitzen. Aber so wie es von dem Blockdruck zum Typendruck bloss ein Schritt ist, so liegen in den thierischen Mittheilungsäusserungen von Gefühlen die Ansätze, aus denen unter günstigen Bedingungen (in Folge deren die Zersetzung der Rede in artikulirte Bestandtheile ermöglicht wurde) menschliche Sprache entstehen konnte.

Diese Anschauungsweise, dass die der Menschheit mögliche Einsicht in thierischem Unverstande ihren Ursprung hat, ist für mich durchaus nicht eine erniedrigende, sondern sie scheint mir eine im höchsten Grade erhebende und hoffnungsreiche zu sein. Denn der Weg, den wir schon

zurückgelegt, und die Vergleichung dessen, was wir erreicht haben, mit dém was wir verlassen, und wovon wir ausgingen, berechtigt uns zu den schönsten Hoffnungen in Bezug auf was unser Geschlecht möglicherweise noch erreichen kann. Wir dürfen es in der That in keiner Weise unterschätzen was für bedeutende Errungenschaften wir durch den Besitz artikulirter Rede uns erworben haben, und in wie durchgreifender Weise uns dies von der niederen Thierwelt unterscheidet.

Bei der Besprechung der Frage über die Stellung, die dem Menschen in einer wissenschaftlichen Klassifikation der organischen Wesen zukommt, scheint man mir zu häufig den bedeutenden Punkt zu übersehen, dass, obschon die Unterschiede in der Struktur des individuellen Menschen von der ihm nächst verwandten Thierarten kaum so bedeutend sind, als die zwischen der lezteren und den niederen Affen stattfindenden,—der einzelne Mensch eben nur einen untrennbaren (weil in etwaiger völliger Trennung unmöglich als Mensch fortexistirenden) Theil des ganzen Menschengeschlechts ausmacht, welches selbst als ein individueller, an Grossartigkeit in jeder Hinsicht alle anderen uns bekannten ungeheuer überragender Organismus aufzufassen ist. Dass die niederen Thiere nicht durch artikulirte Rede die Errungenschaften des Individuums oder der Generation Gemeingut der Gattung machen können,—darin liegt eben die Ursache, dass von einem Fortschritte der Gattung als solcher und demnach von einem wirklichen einigen und dadurch unvergänglichen und unsterblichen Leben derselben bei ihnen nicht die Rede sein kann. Sprachfähigkeit ist eben der Cement, der alle Theile des riesigen Organismus der Menschheit zusammenbindet, und die Aeusserungen dieser Fähigkeit entsprechen etwa der Cirkulation des Blutes im thierischen Körper. Der einzelne Mensch verhält sich zu dem eigentlichen Individuum der ganzen Menschheit nur wie eine einzelne Zelle zum Ganzen eines grossen organischen Wesens, sei es ein Thier-, oder

Pflanzen-individiuum. Sowie aber die einzelnen Elemente eines organischen Wesens physiologisch richtig nur in ihrem Zusammenhange mit dem ganzen individuellen Organismus, zu dem sie gehören, gewürdigt werden: ebenso eröffnet sich uns das wahre Verständniss über was der einzelne Mensch ist, nicht sowohl durch eine Vergleichung seines Körperbaues mit dem der Thiere, die ihm verwandtschaftlich am nächsten stehen, als vielmehr durch eine richtige Erkenntniss seines Verhältnisses zu dem grossen Ganzen, von dem er nur einen infinitesimalen Theil ausmacht. Und sowie die Natur organischer Substanzen sich durchaus verändert, wenn sie Bestandtheile eines organischen Wesens werden: in gleicher Weise und in viel höherem Grade werden die thierischen Kräfte und Fähigkeiten afficirt, wenn (und je nach dém) den Körper des einzelnen Menschen die von seiner Stellung im Ganzen des grossen Organismus der Menschheit bedingte geistige Kraft durchdringt.

Geist nennen wir eben das Ewige und Unvergängliche im Verhältniss des Menschen zur Menschheit, dás lebenspendend den ganzen Organismus durchdringt, und ihn zu grösserer Einheit und fortschreitend höherer Entwicklung befähigt, und das jeden einzelnen Theil, ja jedes einzelne Theilchen, in grösserem oder minderem Grade durchdringt. Je nach seiner Theilnahme an diesem Lebenselemente des Ganzen bedingt sich die Bedeutung des einzelnen Menschen, —ob er in mehr thierischer Weise an den überkommenen Errungenschaften zährt, oder dieselben zu höheren Entwicklungen fortzuführen thätig ist. Die innere und äussere Harmonie seines Geschlechtes in einer oder der anderen Weise anzustreben, und die richtigen Verhältnisse der einzelnen Theile zu einander in ihren gliedermässigen Verbindungen und grösseren Theilen des Gesammt-organismus (als z. B. der durch nähere Verwandtschaftsbande, oder durch Gesetzesgemeinschaft, oder Sprachgleichheit zusammengehaltenen Verbände der Familie, des Staates und der Nation) zu befördern,—dás sind die höchsten uns sichtbaren

Zwecke des menschlichen Daseins, die ihn zu edelen Thaten und zu tugendhaftem Wirken von selbst anspornen müssen. In der Erfüllung dieser Aufgaben liegt die höchste Seligkeit, die unserem Geschlechte gegeben scheint, — eine Seligkeit, die jedem einzelnen in seiner eigenen Weise zugänglich ist.

Und mir scheint es dass die Erreichung solcher Seligkeit sehr erleichtert wird, wenn in dieser Weise die höchsten Aufgaben des Menschen als die für die natürliche Betrachtungsweise seines Wesens leichtesten erscheinen. Denn sobald wir es einmal recht begriffen haben, dass das individuelle Leben und Wirken in Wirklichkeit nur ein kleiner Bruchtheil des grossen ewigen Lebens der Menschheit ist, und dass nur in und durch die Theilnahme an dem letzteren der einzelne Mensch wirklich lebt, und, wie wir hoffen dürfen, ewig lebt,—dann erscheint die Anstrebung des allgemeinen Besten nicht mehr als eine schwer zu erfüllende Pflicht, sondern wie eine Nothwendigkeit unserer Natur, der wir um so weniger wiederstehen können, je mehr wir das wahre Wesen der Dinge erschaut haben. Und in Wahrheit ist es das Gefühl eines solchen Verhältnisses, was die grosse Lebensquelle aller edlen und guten Bestrebungen ist. Nicht die Furcht ewiger Verdammniss, noch die Hoffnung einer individuellen Seligkeit sind wirklich vermögend als wahrhaft rettende Ideen den Menschen zu höherem Dasein zu heben; selbst wenn wir davon absehen, dass jeder dieser beiden Grundlehrsätze des vulgären Dogmatismus doch eigentlich nur die raffinirte Selbstsucht zum Hebel ihrer Ethik macht.

Ob und inwiefern eine Fortexistenz der Identität des Individuums über das Grab hinaus möglich ist, dies ist eine Frage, mit dér gegenwärtig unsere Ethik nichts zu thun hat, und es ist blosse Armseligkeit der ethischen Anschauung, wenn sie auf solche uns unfassbare Ideen sich stützen zu müssen glaubt. Selbst zugegeben (was ich weder leugnen noch behaupten will), dass ein derartiges

Fortleben des einzelnen Menschen bewiesen wäre, so ist jedenfalls die Art und Weise desselben uns durchaus unklar, und kann daher schon dessbalb nicht eine sichere und bestimmte Grundlage (deren ja doch die Ethik, wie jedes andere Gebäude, nothwendig bedarf) für unsere sittliche Anschauung bilden.

Es muss aber hier vor allem durchaus geleugnet werden, dass diese Idee der sogenannten persönlichen Unsterblichkeit eine specifisch christliche ist, oder in den christlichen oder jüdischen heiligen Schriften ihren Ursprung hat.

Der Ahnendienst, eine Religionsweise die wohl zu den allerältesten gerechnet werden muss, ist durchaus auf dieser Vorstellung basirt. Allerdings wenn die durch die Sexuelle Form der Sprache hervorgerufene Personifikation von Naturerscheinungen den Himmel mit Göttern anfüllte, trat diese Idee der persönlichen Fortdauer der Menschen nach dem Tode einigermassen in den Hintergrund ;—obschon in dem dieser Religionsform so häufig beigemischten Heroendienste der alte Ahnendienst in grösserer oder minderer Stärke vertreten ist.

Dass aber die moderne Theologie auf dem Grund und Boden einer aus ursprünglicher Personifikation und damit verbundener Verehrung himmlischer Escheinungen hervorgegangenen Mythologie erwachsen ist, erweist höchst schlagend schon allein der Gebrauch des Wortes "Himmel" als Sitz der Geisterwelt. Für die ältere Ahnenverehrung ist im Gegentheil der Aufenthalt der Geister unter der Erde, und das Paradies, sowie die Residenz der Götter (oder was sich hier den Göttern analoges vorfindet) liegt etwa in einer Höhle. Der Himmel aber scheint für die Ahnenverehrer noch keine religiöse oder in anderer Weise erhebende Bedeutung zu haben.

Als solchem Ahnendienste huldigend finden wir noch hauptsächlich die Nationen, welche Präfixpronominalsprachen reden, wie die Kaffern und Negerstämme des

tropischen Afrika, und ihre Oceanischen Verwandten bis nach Neu Seeland und den Sandwichsinseln hin.

Dass jemand der während seines Lebens einen grösseren oder geringeren Einfluss auf die Geschicke seiner Familie, Stammes oder Nation ausgeübt hat, durch den Tod von solcher Kraftäusserung abgeschnitten werde,—scheint der Betrachtungsweise namentlich dann fast unmöglich, wenn viele gewohnt gewesen sind, mit Verehrung zu ihm empor zu sehen. Der Stammeshäuptling z. B. in polygamistischen Kulturzuständen (und fast alle ahnenverehrenden Präfixpronominalsprachen-redenden Völker sind Polygamisten) zählt seine Kinder wohl bei Dutzenden, und die Enkel bei Hunderten, wobei die Zahl der Schützlinge und anderer Untergebenen, für die er gleichfalls ein rechtlicher Vater ist, gewöhnlich noch weit grösser ist. Für alle diese ist sein Wort Tod und Leben, ihr ganzes Dasein scheint von ihm abzuhangen. Sie wissen, dass es ihnen nur wohl geht, und sie nur dann gedeihen können, wenn er ihnen huldreich gewogen ist. Um ihn zu versöhnen, wenn er zornig ist, oder seine Gunst zu gewinnen, wenn man etwas von ihm wünscht, oder um ihm zu danken für das empfangene Gute, werden ihm Gaben dargebracht von solcher Art, als wie sie ihm am meisten zusagend gedacht werden. Wie ist es dann wohl möglich, dass ein solches erhabenes Wesen sterblich sei, und im und durch den Tod seine den Stamm leitende Kraft so ganz verlöre! Noch immer—dies hält der Glaube fest—liegt dem Verblichenen das Heil seiner geliebten Kinder am Herzen, noch immer übt er auf ihre Geschicke einen bedeutenden Einfluss aus, und noch immer kann er den einzelnen je nach Willkühr glücklich oder unglücklich machen. Seine Gunst ist es, der sie noch fortwährend alles Gute verdanken, und vor seinem Zorne verdunkeln sich ihre Geschicke. Auch jetzt noch kann man ihn durch Gaben und Opfer sich geneigt machen, ihm mit Lobpreisungen schmeicheln, und mit Bitten ihn angehen.

Wie dies der wahre Ursprung alles Gottesdienstes und

selbst der Versöhnungslehre der modernen Theologie ist, wird sich aus einer Verfolgung der Entwicklungsgeschichte der religiösen Anschauungsweise ergeben.

Der Ahnendienst, der in obiger Weise (die augenscheinlich seine ursprüngliche Form ausmacht) so natürlich erscheint, hat in seiner verschiedenartigen Ausbildung (als solcher und durch die von ihm ausgehende Ansicht von dem leiblichen Fortleben der Dahingeschiedenen) oft zu den wunderlichsten Ideen geführt,—wie z. B. wenn bei den Neuseeländern die schlimmsten Plagegeister die Seelen vor der Geburt gestorbener Kinder sind. Und was für abentheuerliche Vorstellungen und selbst humoristische Züge würde eine Geschichte der Gespensterlehre, selbst wenn sie sich bloss auf Europäischen Boden beschränkte, zu Tage fördern. Freilich scheint es uns befremdend, wenn wir hören, dass Mongolische Völker und selbst die alten Perser solche der Verstorbenen, die jung dem Tode verfielen, sobald sie im Grabe heirathsfähiges Alter erreicht hatten, mit einander oder gar mit noch lebenden Genossen trauten, und solches Hochzeitsfest feierlich begingen. Doch wie manches sentimentale Mädchenherz in unseren gebildetsten Kreisen hat sich nicht an dem Gedanken erbaut, dass ein Herz dem ihrigen entsprechend existiren müsse, mit dem sie entweder hiernieden oder im Jenseits in unauflöslicher Einheit verbunden würde! Jene roheren Völker haben diesen Gedanken eben nur in der sinnlichsten Weise durchzuführen gesucht.

Dem Ahnenverehrer erscheinen seine Götter (wenn wir Götter die Objekte seiner Verehrung nennen wollen,) am häufigsten in Träumen, thun ihm so ihren Willen kund, und verkünden ihm selbst zukünftige Ereignisse in zutreffender Weise, wenn dem Träumenden die Traumgeister (die als solche im Zulu *aMa-tongo* 6, als Plural von *i-Tongo* 5, ein Traumgeist, heissen) gewogen sind. Zürnen sie ihm aber, dann umgauckeln sie ihn mit trügerischen Verheissungen, deren Nichterfüllung desshalb den Zorn der Traumgeister verkündet. Um diese zu versöhnen, müssen dann

entweder Opfer gebracht werden, oder Reinigungen müssen zu diesem Zwecke verrichtet werden.*

Dies ist der Anfang einer ethischen Anschauung, in der jede unserer Handlungen und Gedanken in ihrer Beziehung auf ein unsichtbares, bloss von der Einbildungskraft festgehaltenes Object betrachtet wird; und in dieser Entwicklungsperiode des religiösen Lebens beginnt man sich daran zu gewöhnen mehr oder minder in Schicksalen und Ereignisssen das Werk der Affekte menschlich wollender—doch nicht als Menschen erscheinender—Geister zu sehen. Diese sich günstig zu stimmen, oder, wenn sie grollen, sie zu versöhnen, ist natürlich Pflicht wie Wunsch des gläubigen Ahnenverehrers.

Seinen Glauben bekräftigen dann ausser den Traumbildern auch wohl noch am Tage sichtbare Erscheinungen der Geister der Verstorbenen, meistens in Thiergestalt, z. B. als Schlangen, wie sie unter den Zulus am häufigsten auftreten.

Es findet jedoch hiermit allerdings keine Personifikation des Thieres in der Weise statt, wie wir es etwa in der Fabelwelt unser frühesten Literatur sehen. Die Einbildungskraft der Ahnenverehrer lässt gewöhnlich das Thier sogar nicht einmal als mit menschlicher Rede begabt auftreten, sondern nur in der thiereigenen Stummheit Akte verrichten, die ganz innerhalb thierischer Kapacität sind, die aber in den Thierindividuen, in welche die Seelen

* Bei einem Besuche an dem Hofe des Zulukönigs *Mpánde* sah ich eines Tages unter der Menge der um Gaben mich ansprechenden Höflinge mehrere Frauen eines der vornehmsten Zulufürsten. Von diesen bat die jüngste mich um eine ganz bestimmte Sache, eine Art Schmuck, wie er im Zululande getragen wird. Ich bot ihr ein anderes (und zwar, wie ich wohl annehmen darf, in ihren Augen eben so werthvolles) Geschenk an. Sie aber beharrte auf ihrer ersten Bitte, mit der Hinzufügung des Grundes, dass sie geträumt habe, ich werde ihr das nun von ihr erbetene geben. Leider bestand ich unbarmherzig auf meiner Verweigerung,—und ich würde in der That wohl bald um alle meine Habe gekommen sein, wenn ich einmal angefangen hätte, den Zulus nach ihren Träumen Geschenke zu machen. Traurig verliess mich die junge Dame, klagend dass der Traumgeist sie betrogen, und dass sie nun vor ihm sich zu reinigen haben werde.

Verstorbener eingetreten sind, als von den letzteren ausgehend betrachtet werden. Die Schlange als *iχlozi* 5. (oder Ahnengeist,) schlüpft bei den Zulus in den entlegensten Winkel der Hütte, um an den dort als Opfer aufgehängten Fleischstücken sich zu laben, oder sie tritt wohl im Kampfe auf mit anderen Schlangen, die wohl *aMa-χlozi* 6. solcher Verstorbenen repräsentiren, denen der durch die erstere Schlange vertretene Geist im Leben feindlich war.

Die Geisterwelt der reinen Ahnenverehrung unterscheidet sich durch das charakteristische Merkmal, dass die menschlich wollenden Wesen (die hier entweder unsichtbar sind oder nur als Thiere oder in anderer nicht-menschlicher Weise sichtbar werden) stets wirkliche Menschen gewesen sind. Von einer Personifikation der Thierwelt (wie eine solche in unseren Fabeln stattfindet) oder gar anderer Dinge (wie namentlich in unseren Mythologien) weiss diese urantängliche prosaische Anschauungsweise noch nichts.

Ein solcher poetischer Aufschwung der Einbildungskraft tritt erst mit und in Folge einer Entwicklung der sprachlichen Form, die ihren Resultaten nach zu urtheilen, jedenfalls zu den bedeutsamsten gerechnet werden muss. Doch um dies klar zu machen, muss ich etwas weiter ausholen.

Für die meisten von uns (ja wir dürfen ohne Uebertreibung sagen, für wohl neun tausend neun hundert neun und neunzig unter zehntausenden), die in ihrem ganzen Leben nur in Sexuellen Sprachen sich bewegen,* erscheint die sexuelle Geschlechtsunterscheidung der Nomina als eine beinahe selbstverständliche, in der That wohl ganz natürliche Sache. Ja viele (und um nur einen der erhabensten Namen zu nennen, z. B. Grimm in seiner Deutschen Grammatik, dieser Riesenarbeit tiefer Forschung), haben in der Art unserer Geschlechtsunterscheidung eine tiefsinnige, fein ausgedachte poetische Anschauungsweise der Natur der Dinge erkennen wollen.

---

* Denn fast alle Europäischen, sowie die übrigen Arischen Sprachen, und auch die Semitischen und selbst das Aegyptische, in der That fast alle Kultursprachen, gehören zur Sexuellen Sprachfamilie.

Nur der praktische Sinn der Engländer, die selbst thatsächlich die ursprünglichen Geschlechtsverhältnisse beinahe ganz rationell umgewandelt haben, fragt mit Verwunderung, warum doch eigentlich z. B. im Deutschen die Flasche anscheinend eine Dame sei, oder der Tisch ein Herr.

Die Geschichte der Sprachentwicklung nun zeigt uns, dass der Geschlechtsunterschied der Nomina in unseren Sprachen auf keiner beabsichtigten Eintheilung der durch sie ausgedrückten Begriffe beruht, sondern auf einer ursprünglichen Vertretbarkeit der Nomina durch deren wesentlichste Bestandtheile, die aber sonst (wenn sie nämlich nicht in dieser Weise als Pronomina gebraucht werden) selbstständig nicht mehr vorkommen. Die in dieser Weise durch dieselben Pronomina vertretenen Nomina bilden dann eine Klasse, deren Ausdehnung und Charakter anfänglich von dem mehr oder minder ausgedehntem Gebrauche des zur Vertretung der Nomina dienenden Nominalbestandtheiles abhängt.*

In dieser Weise finden wir in den Präfixpronominalsprachen eine grosse Anzahl (in einigen so viel wie achtzehn) Nominalklassen, oder Geschlechter, von denen aber keines irgend eine Beziehung auf den Geschlechtsunterschied hat. In diesen Sprachen sind eben die Wörter, mit denen Mann und Weib genannt werden, *nicht* in verschiedenen Klassen, weil sie nicht mit verschiedenen Ableitungssilben gebildet sind. Die Namen menschlicher Wesen sind im Gegentheil hier im Singular gewöhnlich zusammen in einer und derselben Klasse, mit einer entsprechenden Pluralklasse.

Diese Absonderung der sprachbegabten Wesen als einer besonderen grammatikalischen Klasse scheint zu dieser spezifischen Hervorhebung derselben geführt zu haben, die man wohl als den Grund der Ahnenverehrung betrachten

---

* Ich muss hier auf den zweiten Theil meiner *Comparative Grammar of South African Languages* verweisen, ~~zu dessen Ausarbeitung ich sehr wünschen muss die Musse zu finden. Das erste Kapitel dieses Theils ist voriges Jahr als Manuskript gedruckt worden.~~ von dem die erste Abtheilung eben (Mai 1869) erschienen ist.

muss, die ja die Grundlage der Religion fast aller Präfixpronominalsprachen redenden Völker bildet.

In denjenigen Suffixpronominalsprachen hingegen, welche wir als zur Sexuellen Familie gehörig bezeichnen, bildeten sich in obiger Weise keine gemeinsamen menschlichen Klassen,—sondern da die Wörter für Mann und Weib mit verschiedenen Ableitungssilben gebildet waren, so wurden sie auch durch verschiedene Pronomina vertreten, und befanden sich demnach in verschiedenen Nominalklassen oder Geschlechtern. Dass nun z. B. die Nominalklassen, in den die Wörter für Mann und zugleich die allermeisten männliche Wesen ausdrückenden Nomina sich befanden, hierdurch den Charakter des männlichen Geschlechts aufgedrückt erhielten, war wohl bloss natürlich. Wenn der Gebrauch eines Pronomens, welches bei Wörtern, durch die menschliche Wesen bezeichnet wurden, einen geschlechtlichen Unterschied andeutete, sich auch auf unbelebte Gegenstände ausdehnte, so wurde hierdurch von selbst eine Unterscheidung derselben nach Analogie des persönlichen Geschlechtsunterschiedes an die Hand gegeben.

Die Dinge aber sich zu veranschaulichen, als wenn sie wie Mann und Weib zu einander ständen, und daher von den tiefgehendsten und umfassendsten Affekten bewegt wären,—dás hiess sie im höchsten Grade vermenschlichen, und hierdurch ihnen ein Interesse von besonders hoher Bedeutung verleihen, sowie sie es an und für sich für den ihres inneren Zusammenhanges und der Macht, die ihre Erkenntniss dem Menschen verleiht, Unkundigen in keiner Weise anders haben konnte. Was uns von einer unserer eigenen analogen Willenskraft geleitet scheint, und worin wir Leidenschaften und Triebe menschenähnlicher Natur vermuthen, dás muss uns von vorneherein schon interessiren, und tritt dadurch sogleich in mystischer Weise mit uns in besondere Beziehung. Tausende von Beispielen könnten dies illustriren, und es uns zu Gemüthe führen, wie sehr eine Personifikation lebloser Dinge, oder eine Vermenschlichung unpersönlicher Wesen die Beobachtungs-

gabe schärft, und zur besseren Auffassung der wirklichen Verhältnisse der Dinge uns anspornt.

Ist es daher wohl etwa zufällig, dass die Nationen, welche in wissenschaftlicher Erkenntniss irgend etwas geleitet haben, fast alle Sexuelle Sprachen sprechen? * Jedenfalls gehören zu dem Sexuellen Sprachstamme die Sprachen der Aegypter, Babylonier, Hebräer, Phönizier, Araber, der alten Inder, Meder, Griechen und Römer, Deutschen und aller diesen sprachverwandten Völker.

Andrerseits unter der grossen Menge der Nationen welche Präfixpronominalsprachen reden, und von denen viele doch auch grosse politische Verbände bilden, hat keine einen irgend nennenswerthen Beitrag zur wissenschaftlichen Erkenntniss geliefert; und nicht ein einziges Individuum, das als Denker, Erfinder oder Dichter gross genannt werden könnte, ist aus ihnen hervorgegangen. Diese Thatsache ist unzweifelhaft die Folge einer organischen Unfähigkeit, deren Grund offenbar in dem Mangel an einer poetischen Auffassungsfähigkeit des Wesens der Dinge liegt. Die grammatikalische Form ihrer Sprachen gibt eben der Einbildungskraft nicht den höheren Schwung, den die Form der Sexuellen Sprachen mit unwiderstehlicher Kraft dem Gedankengange der sie Redenden aufprägt.

Indieser Weise erklärt es sich, wesshalb die Redeweise und daher auch die Anschauungsweise der Präfixpronominalsprachen redenden Völker auffallend praktisch-prosaisch ist. Von Poesie sowie von Wissenschaft, Mythologie und Philosophie ist bei ihnen so gut wie gar nicht die Rede.

Die Form einer Sexuellen Sprache, indem sie Sympathien auch für das nicht durch menschheitliche Gemeinschaft uns verbundene in uns anregt, führt zunächst zur Vermensch-

* Inwiefern in dieser Beziehung Japanesische und Chinesische Wissenschaft eine Ausnahme macht, wage ich nicht in Betracht zu ziehen,—besonders da es noch so unsicher ist, ob nicht die Chinesische Sprache zum wenigsten als ursprünglich dem Sexuellen Sprachstamme angehörig anzusehen ist. Manche Anzeichen scheinen zu verrathen, dass mit anderen formalen Elementen auch die grammatikalische Geschlechtsunterscheidung des Nomens hier verloren gegangen ist.

lichung von Thieren, und gibt in dieser Weise namentlich Anlass zur Schöpfung von Fabeln. Selbst auf der niedrigsten Stufe nationaler Entwicklung finden wir die Hottentottensprache von einer Fabellitteratur begleitet, nach deresgleichen wir uns vergebens unter den Litteraturen der Präfixpronominalsprachen umsehen.

Doch führt die Vermenschlichung von Thieren und die Personifizirung unpersönlicher Dinge nicht an und für sich dazu, dass dieselben Gegenstände der Verehrung werden. Erst wenn Objekte personifizirt werden, deren Macht, wenn als menschlich belebt gedacht, offenbar bei weitem die Macht des einzelnen Menschen übersteigt,—macht sich das Gefühl einer bedeutenden Ueberlegenheit geltend, das an und für sich das Gemüth zur ehrfürchtigen Betrachtung derselben geneigt macht.

Auf der niedrigsten Kulturstufe, die wir unter Völkern mit Sexuellen Sprachen antreffen, bei den Hottentotten, findet eine solche religiöse Auffassung der Himmelskörper eben desshalb nur in so geringem Maasse statt, weil die zu einer verehrender Anschauung schon nothwendige Erkenntniss von der Bedeutsamkeit ihrer Bewegungen sich noch zú wenig entwickelt hat. Doch finden wir schon die Anfänge einer mythologischen Auffassung derselben selbst unter diesem Volke. Aber es zeigt die Art und Weise, wie hier in allen Mythen und selbst in der bedeutsamsten von dem Ursprunge des Todes, Sonne und Mond mit Thieren zusammenwirken, dass hier Mythus und Fabel noch nicht getrennt sind.

Zunächst scheinen hier namentlich die Phasen des Mondes die Aufmerksamkeit zu erregen. Die allmählige Abnahme und Zunahme der Erscheinung dieses Himmelskörpers gibt ihm so augenscheinlich das Ansehen eines wachsenden und wieder vergehenden Wesens, dass seine Personifikation sich leicht an die Hand geben mochte. Es ist daher nicht unwahrscheinlich dass die Verehrung des Mondes die früheste Phase des Gestirndienstes bildete. Von den Hottentotten erzählt uns Kolb (im allgemeinen ein

zuverlässiger Berichterstatter), dass sie dem Monde göttliche Verehrung erwiesen. Der Mond (*//khãp*)* ist bei ihnen, wie in den Alt-Germanischen Sprachen männlichen, die Sonne (*soris*) hingegen weiblichen Geschlechtes.

Ueber die Sonne selbst enthält der Hottentottische Fabelkreis auch schon Mythen; und obschon ihre mehr gleichmässige Erscheinung nicht so sehr unmittelbar zur Personifizirung Veranlassung geben mochte, als die viel mehr variirende des Mondes, so musste sie doch jedenfalls bald der Personifizirung des letzteren folgen.†

Ein weiterer Schritt war es schon von der Verehrung des Mondes und der Sonne zu einem allgemeinen Gestirndienste. Sobald es hierzu gekommen war, folgte auf der einen Seite die Entwicklung einer mythologischen Betrachtungsweise, deren letzter Ausläufer unsere Theologie ist, und auf der andern Seite stellten sich Astrologie und deren ältere überlebende Schwester Astronomie ein, und durch die letztere wurde zuletzt der Nebelschleier gelüftet, mit dem Mythologie und Theologie unser ganzes Dasein umhüllt hatten.

---

* // ist der laterale Schnalzlaut, *kh* ein gutturaler Konsonant, und ~ zeigt die nasale Aussprache an.

† Der Sonnen- und Mond-dienst vieler Amerikanischen Völkerschaften erlaubt zwei Erklärungen. Entweder nämlich ist die Civilisation dieser Völker von der der Sexuellen Nationen abzuleiten, und ist daher wahrscheinlich von Asien zu ihnen hinübergewandert, oder die Sprachen dieser Amerikanischen Kultur-Nationen (oder wenigstens einige derselben) gehörten auch ursprünglich zu dem Sexuellen Sprachstamm. Im letzteren Falle können wir mit Sicherheit annehmen, dass sich noch Spuren einer solchen ursprünglichen Zusammengehörigkeit bei gehörig genauer Forschung entdecken werden lassen. Dass der Präfixpronominalstamm Sprösslinge nach Amerika hinübergesandt hat, scheint mir keinem Zweifel unterworfen, obschon die Sprache, in der ich Spuren dieses Sprachstammes entdeckt zu haben glaube (die der Dakotas) zu ihm vielleicht nur in dem Verhältnisse steht, wie das Englische zu den Romanischen Sprachen. Sowie aber der jetzige Zustand des Englischen Zeugniss von der früheren Existenz des Normännisch-Französischen in England ablegt, ebenso scheinen mir deutliche Kennzeichen im Dakota zu beweisen, dass es lange Zeit unter dem Einflusse von Präfix-pronominal-Sprachen zugebracht hat.

Es war aber eben diese poetische Anschauungsweise eine höchst bedeutsame Durchgangsstufe zur Erreichung einer wirklich wissenschaftlichen Erkenntniss. Scheint es doch, als wenn die Himmelskörper im ewigen Tanze begriffen und als thatkräftig in die Geschichte der einzelnen Menschen eingreifend erscheinen mussten, als ob ferner die Elemente von Geistern bewegt und das Weltall von einem menschlich wollenden und daher menschlich beschränkten Wesen geleitet gedacht werden musste,—damit das Interesse am Dasein von Wesen, die uns in dieser Weise verwandt und daher in näherer Beziehung zu stehen schienen, uns zu einem tieferen Studium der Erscheinungswelt aufmuntere, und wir so der Erkenntniss des letzten Grundes alles Daseins ein klein wenig, und dem Verständniss des gegenseitigen Verhältnisses der uns zunächst liegenden Gegenstände bedeutend näher rückten.

Sobald als nun durch die Sprachform angeregt die Einbildungskraft entweder Himmelskörper oder andere dem einzelnen Menschen mit riesiger Macht bekleidet erscheinende Gegenstände oder Abstraktionen sich vermenschlicht dachte, musste es sich beinahe von selbst machen, dass die Verehrung, die bisher den Geistern der grossen Verstorbenen gezollt war, auf diese neuen grossartigen, ebenfalls *nicht* in menschlicher Hülle dem Auge erscheinenden Personen sich übertrug. Alle Veränderungen, die man an ihnen beobachtete, wurden natürlich als Zeichen ihrer Laune, als Merkmale ihrer günstigen oder ungünstigen Stimmung betrachtet.

So wendete sich allmählig der aufschauende Blick der Verehrung von den Geistern der Verstorbenen immer mehr den vorausgesetzten Naturgeistern zu,—und dies in desto stärkeren Grade, je mehr mit wachsender Einsicht die Bedeutsamkeit der Naturkräfte erkannt wurde. Die Gunst dieser erhabenen Persönlichkeiten zu gewinnen, und ihren Zorn von sich abzuwenden musste nun das Hauptmotiv des religiösen Lebens werden.

Die Gestaltungen der sogenannten religiösen Idee, oder

(um korrekter zu sprechen) der mythologischen Anschauungsweise von dem Wesen der Gottheit durch alle ihre mannigfaltigen Stufen und Verzweigungen zu verfolgen, liegt ausser dem Bereiche einer blossen Vorrede. In der Beziehung wollen wir nur bemerken, dass im Allgemeinen wohl höhere ethische Ideen zusammengehn mit einer tieferen Auffassung des Wesens der Gottheit, und dass wiederum die Art einer solchen Auffassung wesentlich von dem Stande der wissenschaftlichen Erkenntniss und dem Charakter der Erkennenden abhängt.

Als der grossartige Wendepunkt, an dem sich die mythologische Auffassungsweise bricht, muss aber das Aufgeben der Idee einer nothwendigen Versöhnung bezeichnet werden. Denn im Grunde sind doch alle sogenannten religiösen Anschauungen, die sich darauf basiren dass eine oder mehrere unsichtbare Persönlichkeiten zu versöhnen sind, wesentlich desselben Charakters. Es findet keine absolute (obschon eine relativ sehr bedeutende) Verschiedenheit statt zwischen dem religiösen Gefühle des Kaffern, der seine Vorfahren anfleht ihm seine Vergehungen zu verzeihen, und der tiefsten Sündenzerknirschung eines in den Vorstellungen der vulgären Theologie befangenen Büssers. In beiden ist die mythologische, anthropomorphische Anschauungsweise von dem Wesen der Gottheit als eines in menschlicher Weise gleichsam zu besänftigenden oder zu versöhnenden Wesens der Grundhebel des Abhängigkeitsbewusstseins und der religiösen Stimmung.

Erst wenn der Mensch die Unmöglichkeit eines menschenähnlichen Wesens als letzten Grundes alles Daseins erkannt, und in ehrerbietiger Bescheidenheit sich seine Unwissenheit über die Natur des Urgrundes der Dinge eingestanden hat,—lernt er einsehen welche kleinliche Ansicht er auf jeden Fall von dem ihm als höchster Verehrung würdig erscheinenden Wesen hat, wenn mit seiner beschränkten Erkenntniss er in irgend einer Weise das Wesen der Gottheit zu begreifen und ihre Plane und Ideen zu verstehen meint. Dies aber thut alle Theologie,

die demnach an und für sich uns eine Vermessenheit erscheint,—eine Vermessenheit, der allerdings die meisten Theologen sich nicht bewusst sind, so wenig wie die Astrologen wohl selten eine Ahnung hatten, wie sehr sie den Faden der wissenschaftlichen Forschung durchschnitten, wenn sie die Beziehungen, in denen die Gestirnwelt zu uns steht, schon erkannt zu haben meinten. Sowie aber die Astrologie, als eine nicht wissenschaftliche Disciplin schon lange in die Rumpelkammer geworfen ist, so wird es auch über kurz oder lang ihrer noch bei weitem mehr vermessenen Schwester ergehen.

Damit ist natürlich nicht gesagt, dass die Leistungen aller sogenannten Theologen für die Wissenschaft von keiner Bedeutung sind. Im Gegentheil, sowie die wirklichen Studien und Beobachtungen der Astrologen häufig der Astronomie zu Gute kamen,—so werden viele von den Arbeiten sogenannter Theologen ihren Werth behaupten als bleibende Beiträge zur Wissenschaft. In dér Beziehung ist es ein befriedigendes Gefühl zu wissen, dass jedes ehrliche und ernstliche Streben nach der Wahrheit (wie sehr man auch in Bezug auf Methode und Grundansicht dabei im Dunkeln tappen mag) nicht wohl ohne seine Frucht bleibt. In der That ist es die Theologie selbst, und hauptsächlich die aus ihr hervorgewachsene Philosophie, die (indem sie es mit ihrer Aufgabe ernstlich nimmt, und die theologischen Grundlehrsätze in ihrer Konsequenz ausführt) uns so das Haltlose und Unbefriedigende derselben vor Augen führt. Dies kann sie aber nur thun, wenn sie wirklich mit der Schärfe wissenschaftlicher Methode die Gebilde der Vergangenheit ins Auge fasst, und sich nicht bloss poetisch mit ihnen aussöhnt.

Wenn wir so die theologische Anmaassung als ein aus der mythologischen Stufe überkommenes heidnisches Element abzustreifen suchen, so muss hingegen das wirkliche religiöse Gefühl als aus der Fülle des Selbstbewusstseins hervorgehend an Intensität zunehmen mit der geistigen Weiterentwicklung der Menschheit als solcher. Es

gewinnt namentlich an Stärke durch und mit der durch grössere wissenschaftliche Klarheit geförderten tieferen Einsicht in das Wesen der Dinge. Wenn die Färbung der theologischen Voraussetzungen eben nur zur Schwächung des religiösen Sinnes beiträgt,—so ist hingegen das demüthige Geständniss der Unzulänglichkeit aller theologischen Definitionen die Grundvoraussetzung einer klaren religiösen Stimmung.

Bevor ich dies Vorwort schliesse, wünsche ich noch zu bemerken, dass in dieser Abhandlung (als vom philologischen Standpunkte aus unternommen) die natürlich unleugbare Thatsache des unmittelbaren Zusammenhangs der Sprachfähigkeit im Menschen mit der besonderen Beschaffenheit seines Gehirns nicht in Betracht gezogen worden ist. Es mag sein, wenn die Fortschritte der Physiologie diesen Punkt in ein helleres Licht gesetzt haben, dass auch durch ihn Beiträge zur Entstehungsgeschichte der Sprache geliefert werden mögen. Vorläufig aber sehe ich noch keinen Grund, wesshalb nicht die Entwicklung und Verfeinerung der Gehirnmassen und die damit wohl verbundene Sprachfähigkeit und höhere Denkfähigkeit als Resultate einer andauerenden energischen Anstrengung von mehr ursprünglichen Gehirnformen zu betrachten seien. Wie sehr die Beschaffenheit des Gehirnes von der grösseren oder geringeren Thätigkeit desselben abhängt, ist ja allgemein bekannt. Was nun zu dieser höheren Gehirnthätigkeit, die zu der Entwicklung der das menschliche Gehirn unterscheidenden Merkmale geführt hat, Veranlassung gegeben,—wie Entwicklungsprozesse niederer Fähigkeiten und Triebe eine neue Kraft hervorgebracht haben, durch die natürlich auch das Gehirn in ganz besonderer Weise afficirt sein wird,—dás zu untersuchen, ist hier versucht worden.

W. H. I. Bleek.

Kapstadt, den 30. Mai, 1867.

Über den

# Ursprung der Sprache,

als erstes Kapitel einer

## Entwicklungsgeschichte der Menschheit.

*Citius emergit veritas ex errore quam ex confusione.*

# DER URSPRUNG DER SPRACHE.

Wir bewegen uns auf einer schwindelnden Höhe, wenn wir darnach trachten die Richtung der Weltentwicklung zu erkennen. Und doch führt uns die Betrachtung der Reihe von Entwicklungsphasen des Weltalls, die unser Blick schon zu erfassen vermochte, von selbst zu weiteren Schlüssen über das Ganze des Laufes, von dem uns am Ende doch nur die Erkenntniss eines sehr kleinen Theiles gelungen ist.

Die Richtung der Weltentwicklung scheint auf die Bildung eines immer mehr willensfähigen, weil fortschreitend mächtigeren und selbstbewussteren Wesens zu gehen. Ich spreche hier mit Absicht nicht von einem Plane der Weltentwicklung. Denn ich glaube, dass ein Plan stets einen Zweck voraussetzt, und dieser eben nur ein bestimmtes Ergebniss des Willens, also einer rein menschlichen Function ist. Wenn man erst begriffen hat, wie jede Willensthätigkeit nur einem Wesen eigen sein kann, das eine begränzte Erkenntniss hat, und das zwischen zwei Sachen mit beschränkter Einsicht stets willkürlich wählt, so ist es unmöglich ferner von einem Plane der Weltentwicklung oder ihrem Zwecke zu reden. Da es eben offenbar unsere Fassungskraft übersteigt, die Natur des letzten Grundes alles Daseins zu verstehen, so ist es entschieden Anmassung von unserer Seite ihm

eine potenzirte menschliche Wesenheit unterzuschieben. Mit Recht sagt Fichte, dass Gott nicht mit der Sinnenwelt zusammen gedacht, und überhaupt nicht gedacht werden soll, weil dies eben unmöglich ist.

Wenn es demnach uns gemäss der Natur unseres Verständnisses in Wirklichkeit allein möglich erscheint die nothwendigen Gesetze zu begreifen, nach denen wahllos die Elemente auf einander wirken, so können wir auch nicht von einem Zwecke, sondern nur von einem Erfolge des Weltentwicklungsprocesses reden; nicht einen Plan, blos einen Entwicklungsgang darf unser Blick dort zu erkennen suchen.

Erst wo eine wirkende Kraft sich selbstbewusst von ihren Objecten zu unterscheiden anfängt, und die eigene Richtung nach Wahl bestimmt, beginnt Planmässigkeit und Unterordnung unter bestimmte Zwecke.*

---

* Hiermit soll natürlich nicht die Möglichkeit (und die Wirklichkeit ist mir fester persönlicher Glaube), sondern blos die Begreiflichkeit eines unserer anordnenden Thätigkeit analogen höheren Wirkens geleugnet werden. Aber es ist durchaus nothwendig dem Ueberhandnehmen des die Gottheit in homologer Weise mit unserer eigenen Natur auffassenden Anthropomorphismus zu wehren. Man sieht in der That mit Bedauern einen so feinen Beobachter und scharfen Auffasser wie L. Agassiz wieder in diesen Irrthum fallen, wie klar er auch sonst das Unzureichende einer Beweisführungsart, wie sie namentlich in den Bridgewater Abhandlungen vorherrscht, einsieht. (On classification, 1859, S. 11.) Dass seine geistreichen Erörterungen doch wohl den wohlthätigen Zweck nicht verfehlen werden, dem losen Gebrauch einer wissenschaftlichen Terminologie zu steuern, haben sie nicht sowohl ihren Grundgedanken, sondern vielmehr dem genialen Blicke ihres Verfassers zu verdanken, der trotz seiner dogmatischen Befangenheit nicht umhin konnte in fast allen einzelnen Fällen das Richtige zu erkennen. Freilich eine grössere Elastizität beanspruchen namentlich die mittleren Abtheilungen seines Systems, wenn sie ohne Zwang das Resultat der actuellen Beobachtungen richtig zusammenfassen, und nicht in blossen Schematismus ausarten sollen.

Dass dann ein solches vom Selbstbewusstsein getragenes Wesen sehr geneigt sein wird, eine der eigenen gleiche Beschaffenheit auch in anderen ihm bemerkbaren Thätigkeiten zu suchen, ist sehr begreiflich. So wie aber die fortschreitende Erkenntniss davon abgekommen ist, sich die Elemente, die Himmelskörper, die Leidenschaften und Triebe als menschlichwollende Wesen zu denken, so ist es einer klaren Einsicht auch nicht mehr gestattet, sich das Weltall von einer der menschlichen analogen Kraft bewegt vorzustellen. Der Grund alles Daseins kann in seiner Unendlichkeit nicht nach endlichen Grössen gemessen werden. Und weil er am wenigsten vorstellbar ist, so eignet er sich auch am schlechtesten zum Ausgangspunkte der Forschung. Er ist das letzte Ziel aller Erkenntniss, die je weiter sie fortschreitet, seiner Anschauung immer näher kommt. Ob aber diese Annäherung jemals über das blosse Ahnen hinauskommen kann, das ist uns mehr als zweifelhaft.

Wenn wir uns nun so gegen jede aprioristische Konstruction und gegen jede Unterschiebung falscher Erklärungsgründe wehren müssen, so kann uns der Zweck der Wissenschaft kein anderer sein, als zu erkennen, wie es gekommen sei, dass ein derartiges selbstbewusstes, willenskräftiges Wesen sich gebildet hat, wie es zu einer solchen verschiedenartigen Ausbildung, als in der wir es in den verschiedenen Nationen und Individuen vorfinden, gediehen ist, und was bei der Eigenthümlichkeit seines Wesens und den uns bekannten Bedingnissen seines und überhaupt des allgemeinen Welt-Entwicklungsprocesses wohl aus ihm werden möchte. Von diesen drei Aufgaben liegt die letzte allerdings mehr im Gebiete

des Ahnens, als der wissenschaftlichen Erkenntniss. Aber je mehr wir in den beiden ersteren zu festen Resultaten gelangt sind, desto mehr Wahrheit werden auch die darauf sich stützenden Schlüsse über unsere Zukunft haben.

Die Erforschung der Entstehungsweise des Menschen ist das Ziel der sogenannten Naturwissenschaften, die des Entwicklungsganges der Menschheit aber bildet die Aufgabe der Philologie oder Geschichte, diese Namen identisch und in viel allgemeinerer Bedeutung als gewöhnlich gefasst. Beide Disciplinen, Philologie und Naturforschung, unterscheiden sich vermöge ihres verschiedenen Zieles aufs entschiedenste nach dem jeder eigenen Beobachtungsverfahren.*

Wie nun das Auseinanderhalten beider Disciplinen sich von selbst macht, so dürfen die Forschungen und Ergebnisse der einen darum nicht der anderen fremd bleiben. Beide ergänzen sich gegenseitig, und beide vereint machen erst die Wissenschaft aus: jede einzeln kann nicht eine Wissenschaft, sondern nur eine wissenschaftliche Disciplin genannt werden. Wir wählen dess-

* Max Müller in seinen geistvollen Vorträgen über Sprachwissenschaft (London, 1861) scheint mir in nicht zweckmässiger Weise die Sprachforschung der naturwissenschaftlichen Disciplin zuzuweisen. Sprachforscher werden immer Philologen sein müssen und von der Naturforschung werden sie nicht mehr profitiren, als überhaupt eine wissenschaftliche Disciplin stets von der andern zu lernen hat. Freilich im Grunde ist ja die Wissenschaft nur *eine;* aber practisch (d. h. nach der Methode und den Mittlen der Forschung) sowohl als theoretisch (d. h. nach dem Objecte der Forschung) unterscheiden sich doch die beiden Disciplinen klar genug. Die Sprachwissenschaft steht eben der Naturforschung näher als irgend ein anderes Fach der Philologie, da durch sie das Grundskelett der ganzen menschheitlichen Entwicklungsgeschichte blossgelegt wird.

halb statt des missbräuchlichen Ausdrucks der Naturwissenschaft auch lieber den der Naturforschung: und stellen diesen neben den der Philologie oder Geschichtsforschung. Denn wenn auch die Thätigkeit des Naturforschers von der des Philologen oder Geschichtsforschers auf solche Weise zu trennen ist, so sehen wir hingegen nichts was diese beiden auseinander zu halten uns berechtigte, namentlich wenn wir den Begriff der Philologie allgemeiner und den der Geschichtsforschung weiter fassen, so dass jene sich nicht auf ein paar Völker beschränke, diese aber nicht blos die staatliche, sondern überhaupt alle menschliche Entwicklung ins Auge fasse.

Um aber wieder auf das Verhältniss zwischen Naturforschung und Philologie (denn diesen Namen ziehen wir dem der Geschichtsforschungen vor) zu kommen, so hängt auf der einen Seite unsere Erkenntniss von dem Wesen der Dinge jedenfalls davon ab, wie weit wir uns über die Beschaffenheit unserer eigenen Kraft, über die Tragweite der menschlichen Erkenntniss klar geworden sind. Die rechte Erkenntniss kann sich erst dann einfinden, wenn man weiss wie man erkennt, d. h. wenn man seine eigene Natur begriffen hat. Diese Aufgabe der Philologie, die sie durch eine Erforschung des Entwicklungsganges der Menschheit zu lösen versuchen muss, ist daher auch für die Naturforschung von der höchsten Bedeutung.

Gerade aber zu dieser Einsicht in das Wesen der menschlichen Natur genügt es nicht blos den Entwicklungsgang, den dieselbe genommen, und die verschiedene Ausbildung, in der wir sie erblicken, in Betracht zu ziehen. Nein, die Entwicklungsgeschichte der Mensch-

heit ist ja bloss ein Theil der Entwicklungsgeschichte des Weltalls und kann nur im Zusammenhange mit ihr recht begriffen werden. Das Wesentliche des menschlichen Entwicklungsganges kann uns nur, indem wir auf diese Weise die Entstehung unseres Geschlechts zu erkennen suchen und auf die dasselbe unterscheidenden und auszeichnenden Merkmale uns hinführen lassen, klar vor die Augen treten.

Indem so beide Disciplinen der Wissenschaft dasselbe Object haben, da es die höchste Aufgabe der Naturforschung ist die Bildung der menschlichen Natur, die alleinige der Philologie ihre allmählige, weitere, verschiedenartige Entfaltung zu verfolgen,—versteht es sich dass ein einseitiges Betreiben einer dieser beiden im Grunde auf dasselbe Ziel, wenn auch auf verschiedene Weise, lossteuernden Disciplinen nur auf Abwege führen kann. Jede hat nicht nur von den Resultaten der andern, sondern auch von ihrer Methode zu lernen.

Aber wie weit ist es noch hin, bis dieser Gedanke von dem einträchtlichen Zusammengehen beider Disciplinen eine Wahrheit werden kann! Wie lange wird es noch währen, bis die Philologie sich bis zu der Höhe erhoben hat, auf der jetzt die Disciplinen der Naturforschung stehen, die desshalb mit Recht die Gunst des Tages für sich in Anspruch nehmen.

Sie kann dies aber nur, sie kann nur dann den Rang einer echt wissenschaftlichen Disciplin behaupten, wenn sie rein um ihrer selbst willen und nicht zu etwaigen ästhetischen oder pädagogischen Zwecken betrieben wird, Zwecke, die doch die Art, wie sie jetzt in Deutschland meistens gehandhabt wird, am wenigsten erreichen

lässt.* Diese Art aber, in der allerdings ein bedeutender Fortschritt sich geltend gemacht hat, da eine exacte methodische Behandlung das nothwendigste Erforderniss zu jeder echt wissenschaftlichen Erkenntniss bildet, hat auf der andern Seite wieder zu der Einseitigkeit geführt, dass nicht sowohl theoretisch, als practisch sich die möglichst genaue Restitution der alten Schriftsteller als das Ziel der Philologie herausstellte. ‘ Genug ist von uns die Vergangenheit erforscht ohne alle Beziehung auf das allgemein Menschliche in ihr’, sagt Bunsen in seinem denkwürdigen Vorwort zur Deutschen Ausgabe des Hippolyt.

Die Philologie muss sich aber nicht nur immermehr ihres grossen Zieles, der Erkenntnis des menschlichen Entwicklungsganges, der Stellung, die wir in demselben einnehmen, und der Weise, wie wir fördernd in denselben einzugreifen vermögen, bewusst werden. Sie muss zu dessen Erreichung eine Reihe bisher fast unbetretener Bahnen einschlagen, sie muss Vorurtheilen entsagen, die in den anderen Disciplinen längst überwunden, sie noch immer znrückhalten. Wie weit wäre etwa die Botanik gekommen, wenn man sich auf das Studium der für Küche und Apotheke nützlichen Pflanzen oder auf die dem Auge oder Geruch angenehmen hätte beschränken wollen? Und gar die Chemie, wenn man vielleicht nur die Beschaffenheit medicinisch oder ökonomisch wichtiger Substanzen der Untersuchnng gewürdigt hätte?

* Ich bitte zu bemerken dass seitdem dieses geschrieben wurde, des Verfassers langer Aufenthalt in Afrika ihn der unmittelbaren Anschauung des Fortschrittes der Philologie in Deutschland während der letzten zwölf Jahre entrückt hat, so dass es möglich ist, dass was damals in dieser Beziehung richtig war, jetzt nicht mehr so ganz zupasst.

Erst wenn jedes eigenthümlich ausgebildete Glied der Menschheit der Betrachtung werth gehalten wird, und die Forschung sich mit gleichem Eifer den in den niedrigsten Entwicklungsphasen stehen gebliebenen Zuständen zuwendet, wie den der höchst gebildeten Nationen, die sie ja erst durch eine vergleichende Betrachtung mit jenen weniger verwickelten recht verstehen und begreifen kann,—erst dann können wir von einer allgemeinen Philologie im wahren Sinne des Wortes sprechen, und dieselbe als eine gleichberechtigte Disciplin der Naturforschung zur Seite stellen. Erst wenn sie auf diese Weise sich eine unerschöpfliche Fundgrube neuer für unsere Weltanschauung bedeutsamer Ideen gesichert hat, kann sie eine wiedererwachende Theilnahme der Nation an ihrem Werke erwarten, die ihr dann wohl noch in höherem Grade als jetzt der Naturforschung zu Theil werden wird. Denn sie spricht ja eben vom Menschen zum Menschen: und dies ist doch jedenfalls der interessanteste Gegenstand der Betrachtung—der, welcher den Menschen am meisten kümmern muss.

Es gilt aber in der allgemeinen Philologie nicht bloss die Entwicklung und Ausbildung jedes Volkstamms zu verfolgen, und was sich daraus für den Gang der allgemeinen menschlichen Entwicklungsweise ergibt, mit einander zu verbinden. Nein, ihre Aufgabe ist eine viel weiter gehende. Sie muss ernstlich bestrebt sein von dem Ganzen des Entwicklungsganges der Menschheit ein Bild zu gewinnen; sie muss untersuchen wie die Zustände der einzelnen Nationen, deren Erforschung die Aufgabe der speciellen philologischen Studien ist, aus

früherem ungeschiedenem Dasein, von dem keine Monumente berichten, keine Schriften erzählen, zu dieser getrennten, verschiedenartig gestalteten Wesenheit gediehen sind Eine Lösung dieser Aufgabe ist natürlich nur dann möglich, wenn sich eben Zustände verschiedener Nationen als aus *einem* und demselben ursprünglichen Zustande hervorgegangen erweisen. Eine vorsichtige Vergleichung muss dann herausstellen, was jede einzelne aus gemeinsamer Quelle sich bewahrt hat, was sie späterer Ausbildung—sei es durch eigene Kraft oder fremde Einwirkung—verdankt. Die Summe des ersteren bedingt dann unsere Einsicht von jenem gemeinsamen Anfangszustand, von dem jene uns überlieferten, oder sogenannten geschichtlichen Verhältnisse gleichsam nur die Spitzen der Aeste, oder die Endpunkte der von ihm als dem Anfangspunkte auseinderlaufenden Linien bilden.

So werden wir Bilder von einer Reihe von Zuständen gewinnen, die wir durch keine geschichtliche Ueberlieferung zu erkennen vermögen, und von denen aus wir dann die weitere Entwicklung bis zu den historisch fassbaren zu betrachten haben. Es gilt hier den Grad, die Art und die Eigenthümlichkeit jener vorgeschichtlichen Zustände möglichst genau zu bestimmen, und überhaupt ein so viel wie möglich vollständiges Bild von ihnen zu gewinnen. Dies ist noch nirgends recht versucht worden.* Es läge doch so nahe z. B. den Zustand des Volkes zu bestimmen, das die Muttersprache der Indogermanischen einst geredet, oder auch nur, was viel

* Es versteht sich, dass dieser Satz etwas anders gelautet haben würde, wenn er jetzt erst geschrieben wäre.

einfacher wäre, die Beschaffenheit dieses Indogermanischen Grundidioms.*

Vermögen wir auf diese Weise eine Reihe vorgeschichtlicher Zustände uns vorzustellen, so ist es die weitere Aufgabe, von diesen aus wieder weiter vorzudringen, und wenn sich unter ihnen wieder Stammverwandtschaft zeigt, den dieser zu Grunde liegenden Ausgangszustand zu erforschen. So muss eine vergleichende Betrachtung der ursprünglichen Indogermanischen und Semitischen Sprachverhältnisse nebst der der übrigen Glieder des Sexuellen Stammes, uns die Epoche desselben erkennen lassen, die seinem Auseinandergehn in diese verschiedenen Glieder vorangeht. Ja, aus dem Grundzustande des Sexuellen Stammes wird man wohl mit Zuziehung der anderen Stämme von Pronominalsprachen den Grundtypus dieser weiten Sprachensippschaft sich erschliessen können. Auf diese Art müssen wir aber bestrebt sein, die Verwandtschaft aller verschiedenartig entwickelten menschlichen Verhältnisse zu untersuchen, und wo sie sich ergibt, möglichst klare Vorstellungen von den Ausgangszuständen zu gewinnen suchen. Für diese Verfolgung der Ramifikation des Menschengeschlechts mag zunächst allerdings schon durch eine blosse Vergleichung der durch treue Bewahrung des Alten sich auszeichnenden Glieder einiges Licht gewonnen werden. Aber eine irgend tiefere und genauere Forschung muss alle unter unsere Kenntniss fallenden Ausläufer einer jeden zu ver-

* Ein Versuch dieser Art scheint neuerdings von A. Schleicher gemacht worden zu sein in seinem "Compendium der Vergleichenden Grammatik der Indo-Germanischen Sprachen," Weimar, I., 1861, II., 1862.

gleichenden Gruppe in Betracht ziehen. So genügen Sanskrit, das sogenannte Altpersische und Zend, Griechisch, Lateinisch, Gothisch, Litthauisch und Altslavisch sicherlich nicht zu einer exacten Auffassung der ursprünglich Indo-Europäischen Structurverhältnisse. Der aus der ganzen Mannigfaltigkeit der Deutschen Dialecte abzuziehende Urgermanische Sprachzustand muss an die Stelle des Gothischen treten, und auf gleiche Weise die übrigen Faktoren der bisherigen Komparativen Indo-Europäischen Grammatik ersetzt werden, wenn das sprachliche Leben dieses Stammes im rechten Lichte uns erscheinen soll.

Wir haben hier mit Absicht nur von *Zuständen* gesprochen, die sich auf denselben Ausgangspunkt zurückführen lassen, nicht von Völkern, die aus einem Stamme entsprossen. Denn die Verwandtschaft verschiedener menschlicher Zustände steht doch wohl mit der Blutsverwandtschaft der Völker, die ihre Träger sind, nicht in gleichem Verhältniss. Wie viel mehr lassen zich z. B. die Zustände der ausseritalischen Romanen auf die Römischen zurückführen, als Tropfen Römischen Blutes in ihren Adern rinnen. Gewiss sind es nicht bloss die tropischen Wohnsitze die den Galla physisch so sehr dem Neger ähnlich machen, während seine dem Semitischen verwandte Sprache schwerlich verhältnissmässig gleichen Einfluss des Bâ-ntu Elements erkennen lassen wird. Ein solches Uebergehen der Zustände des einen Volkes auf ein anderes ist eins der interessantesten Schauspiele in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit: es ist auch höchst wichtig für ihre Entwicklung, und hat häufig sehr zur Förderung ihrer Ausbildung

beigetragen, indem damit in gewisser Art eine Verschmelzung verschiedener Zustände stattfindet, oder wenigstens bei dem Kampfe derselben eine Einwirkung des unterliegenden auf den vordringenden stärkeren. Der Einfluss zum Beispiel des Keltischen auf die Bildung der Romanischen Verhältnisse ist noch lange nicht in genügender Weise gewürdigt worden.

Es findet also wohl jedenfalls ein Verhältniss zwischen den Zuständen eines Volkes und den in ihm stattfindenden Mischungsverhältnissen des Blutes statt. Dieses Verhältniss ist aber keineswegs der Art, dass sie sich decken, und desshalb muss die Wissenschaft beide möglichst auseinander halten. Die Erforschung der physischen Abstammung der einzelnen Nationen fällt der Naturforschung zu, die der Ausbildung der verschiedenen menschlichen Zustände ist Sache der allgemeinen Philologie.

Die Zustände eines Volkes hängen hauptsächlich von seiner Denkweise ab: diese ist der wichtigste und einflussreichste Zustand. Alle andern können nur nach und in ihr begriffen werden. Sie ist es, die den Menschen zu einem solchen macht, und in ihrer Ausbildung entwickelt sich erst die Menschlichkeit. Es is daher das Hauptaugenmerk der Philologie, die Entfaltung des Denkens in der Menschheit und seine Ausprägung zu verschiedenen Denkweisen zu verfolgen. Die Entwicklung der übrigen menschlichen Zustände würde sich von selbst daraus ergeben, und was eben nicht auf die Denkart zurückzuführen ist, das gehört eigentlich gar nicht zur Aufgabe der Philologie.

Den Zustand einer Sache erkennen wir nur an ihren Aeusserungen. Der Aeusserungen der Denkart sind

verschiedene, unter ihnen aber keine belangreicher als die der Sprache. Denn durch die Sprache und mit der Sprache hat sich der Mensch als denkendes Wesen entwickelt. Der Verkehr durch die Rede bringt hauptsächlich sein Denken zu grösserer Klarheit, indem er die verschiedenen Denkweisen in förderuden Wechselverkehr mit einander bringt: und durch die Sprache vermag er die schon gewonnenen Eindrücke zäher zu behaupten, und so besser die alten mit den frischer einwirkenden, überhaupt jede derselben mit den andern zu kombiniren, und zu Anschauungen zu verarbeiten. Sie ist die Quelle des Selbstbewusstseins, indem durch sie der Mensch sich und seine Empfindungen von der Aussenwelt unterscheidet, und so beider bewusst werden kann. In dieser Weise ist es allein durch sie dass eine wahre Gedankenentwicklung stattfinden kann, indem, wie Wilhelm von Humboldts letzter Brief an Göthe es klar ausspricht, " wir an Ideen nur ganz besitzen, was wir, ausser uns gesetzt, in andere übergehen lassen können."

Wenn wir so wissen, was die Sprache wirkt, wie sie die Trägerin des menschlichen Daseins ist, und wenn wir sie auf die bezeichnete Weise durch sehr verschiedene Phasen ihrer Entwicklung verfolgen können, ja wohl gar von den Stadien ihrer Ausbildung ein Bild zu gewinnen vermögen, die ihrem Ursprunge zunächst liegen,—so erhalten wir hierdurch über die Art ihrer Entstehung noch keinen Aufschluss. Ich halte diese Frage aber gewiss für eine sehr wichtige, und es für keine eitle Mühe zu untersuchen, wie das entstand, was uns über die Thierwelt emporhob, und auf eine Bahn warf, deren Endziel abzusehen wir zu unserm Heile nicht vermögen.

Eine Lösung dieser Aufgabe is aber desshalb nicht unmöglich, weil die Sprache nur ein Product jener lebenspendenden Kraft der Willensfähigkeit ist, die wir auch als das die anderen Organismen durchdringende Princip anerkennen müssen.

Die willkürliche Bewegung, die in uns selbst als Axiom anzunehmen, uns unser Bewusstsein zwingt, ist eine unserem chemischen und physikalischen Wissen allerdings unerklärliche, aber darum doch nicht minder konstatirte Kraft. Dieselbe Art von Kraft die wir als die Grundträgerin des menschlichen Wesens betrachten müssen, sind wir gezwungen auch als das Agens der thierischen Wesen anzuerkennen, in denen wir sie auf den verschiedensten Stufen der Entfaltung erblicken. Wenn wir so das Zucken des unausgebildetsten Infusoriums mit dem vom Selbstbewusstsein getragenen Gebahren denkender Individuen in Verbindung zu setzen vermögen, so berechtigt uns wiederum nichts die Art der Bewegung des thierischen und pflanzlichen Zellenkerns hier von jener zu trennen: diese scheint vielmehr als ihr unentwickeltstes Auftreten sich kund zu geben. Es ist wohl möglich, dass die der willkürlichen Bewegung zu Grunde liegende Kraft etwas von ihrer Unerklärlichkeit abstreifen würde, wenn man ihre Entfaltung ins einzelne hinein genauer verfolgte, und jede Art ihrer Ausbildung sorgfältig betrachtend, alle Phasen ihrer Entwicklung von der niedrigsten bis zur vorgeschrittensten durchmachte. Warum sollte man es nicht näher ergründen können, wesshalb sie in der Pflanze auf den einzelnen Zellenkern beschränkt bleibt, während sie hingegen das ganze des thierischen Organismus ergreift, und in den durch die

Sprache verbundenen Wesen immer mehr ein harmonisches Ineinandergreifen der einzelnen Willenskräfte und ein Zusammenschiessen zu grösseren Einheiten als die der Familie, des Volkes, der Kirche, des Staates und sonstiger zu verschiedenartigen Zwecken verschiedenartig gestalteten Verbände bewirkt.

In diesem letzten Stadium die Produkte der Willenskraft in Betracht zu ziehen, ist allerdings erst die Aufgabe der Philologie. Wenn wir aber die Entwicklung irgend einer Zeitperiode erkennen wollen, so kann dies nicht geschehen, ohne dass wir von ihren Ausgangszuständen ein Bild gewinnen, und von diesen aus die weitere Entfaltung derselben durch den gegebenen Zeitraum hindurch verfolgen.

Wie aber die ganze Erforschung des Bildungsganges der Menschheit, wo derselbe nicht gerade geschichtlich überliefert ist, nur auf die Weise möglich wird, dass wir von dem niedrigsten bekannten Zustande ausgehend zu den höheren gleichsam emporsteigen, und der zwischen den einzelnen erkennbaren Zuständen liegende Weg der Entwicklung nur durch Kombination aus jenen gegebenen Grössen ermittelt werden kann,—so vermögen wir auch die Entstehung der Menschheit, das Emporsteigen menschlichen Wesens aus dem thierischen Dasein, nur aus der Vergleichung der niedrigsten Zustände der Menschheit mit denen der höchsten Gebilde der Thierwelt zu erkennen. Wir müssen untersuchen was dem Charakteristischen des Menschen analoges im thierischen Wesen vorhanden ist: aus was für Fähigkeiten desselben unter günstigen Bedingungen menschliches Leben entspringen konnte. Denn dass nicht ferner mehr aus

thierischer Sprachlosigkeit sich menschenähnliche Zustände entwickeln können, das scheitert aus gleichen Gründen als aus denen auch etwa das Fortbilden einer Sprache wie der Hottentottischen zu der Entwicklungsstufe ihrer Indogermanischen gar nicht fern stehenden Verwandten jetzt unmöglich ist.*

Wie sehr müssen wir es bei unseren Untersuchungen bedauern, dass eine Erforschung der der Menschlichkeit vorangehenden Stufen noch nicht von dem Standpunkte aus stattgefunden hat, dass man zu erkennen suchte, in wie fern in ihnen Keime zur Entwicklung eines menschlichen Daseins enthalten sind. Wir würden dann in ganz anderer Weise die volle Bedeutsamkeit des Aktes der Menschwerdung verstehen lernen. Auch könnten wir vom Gange derselben ein viel sichereres und genaueres Bild gewinnen, während wir jetzt nur in flüchtigen Umrissen den Versuch ihrer Schilderung wagen dürfen. Es gilt hier nur zu zeigen, wie mit der Methode der Vergleichung verschiedenartiger Zustände sich über die Art

* Die dem Menschen zunächst stehenden Thiergattungen sind jetzt, wenn auch nicht äusserlich, so doch innerlich in einem anderen Zustande als sie es in der Periode der Entstehung der Menschheit waren. Kaum selbst gebildet, waren sie damals nicht nur veränderlicher, sondern es lag auch in ihnen ein stärkerer Drang zur weiteren Ausbildung und Erringung einer höheren Stufe. Dem Drange musste entweder genügt werden, wie es in der Bildung menschlicher Wesen geschehen ist, oder wenn er lange ohne Befriedigung blieb, musste er erlöschen, und mit ihm hörte die Möglichkeit auf aus dem bestehenden Zustande sich loszureissen. Dieser setzte sich immer mehr und mehr fest, und was im Anfang die schwankenden Errungenschaften eines fortstrebenden Gestaltungsdranges und zugleich die ersten Ansätze zu einer weiteren Entwicklung dieser Kraft waren, das bildet jetzt die versteinerten, stereotypen Formen einer Thierart, der die Möglichkeit einer inneren Veränderung schon lange genommen scheint.

ihrer Entwicklung sogar dann nicht verwerfliche Resultate ergeben, wenn sie so weit auseinanderklaffen, wie der der menschlichen und thierischen Naturen, diese natürlich in ihren höchsten, jene in den niedrigsten Entfaltungsstadien genommen.

Den Ausgang bildet uns hierbei am besten wohl die Feststellung der Verschiedenheit des Wortes der menschlichen Rede von dem Charakter der thierischen Laute, die aus dessen näherer Bestimmung sich leicht ergibt. Im Thiere ist nämlich im allgemeinen der Laut nur Ausdruck des Gefühls, nicht jedoch als ob das Thier sein Gefühl durch ihn zu erkennen geben wollte: sondern es ist nur mit einigen Empfindungen gerade eine derartige Organenthätigkeit verbunden, durch die ein Laut erzeugt wird. Dem Thiere ist der Laut noch nicht zur Scheide zwischen dem eigenen Selbst und dem Objecte geworden. Er kann das aber nur werden, und er wird es immer mehr, wenn und je mehr in ihm der Trieb liegt das Abbild der Aussenwelt zu werden. Mit dem Erwachen dieses Triebes war Menschheit da, ihm gänzlich zu genügen ist ihr wohl unerreichbares Ziel. Alles dazwischen liegende sind nur verschiedene Stadien und Ausbildungsweisen seiner Entwicklung. Damit aber dieser Trieb hervorbreche, ist es zunächst nothwendig, dass das Bewusstsein sowohl von dem Laute in seinem Unterschiede von der ihn begleitenden Empfindung, als auch von der doch zwischen beiden stattfindenden nothwendigen Zusammengehörigkeit in dem lautirenden Wesen entstehe. Wie dies der Fall sein konnte, wollen wir zunächst in Betrachtung ziehen.

Denken wir uns ein Wesen mit einem bedeutend stärkeren Lautbildungsvermögen, aber mit etwa gleichem Nachahmungstriebe, wie die dem Menschen zunächst stehende Thiergattung es besitzt, so ist es wohl nicht denkbar, dass in ihm keine Verbindung beider Fähigkeiten stattfände. Lautnachahmung finden wir allerdings schon bei den Papageien; aber ihre Nachahmungsfähigkeit ist dadurch von ganz anderer Beschaffenheit als die der Affen, da diese sich auf die Nachahmung ähnlicher Wesen beschränken,—eine Beschränkung, die wir für sehr bedeutsam halten.* Es liegt so in dem nachahmenden Wesen das Streben sich mit den ähnlich gestalteten in möglichste Uebereinkunft zu bringen: ein Streben das sein Ziel in der Thierwelt freilich nur ganz äusserlich löst, während die innere Lösung erst durch die Sprache möglich ward.

Wenn nun ein solches Wesen, in dessen Natur es liegt einzelne Gefühlsstimmungen mit Lautäusserungen zu verbinden, derartige Empfindungslaute seiner Gattungsgenossen nachahmt, so ist der Ton, den es auf diese Weise hervorbringt, ein seinen Organen schon gewohnter. Das bestimmte Gefühl jedoch, das ihn sonst hervorbrachte, hat ihn diesmal nicht erzeugt, sondern er verdankt dem Nachahmungstriebe seine Entstehung.

---

* Diese Beschränkung des Nachahmungstriebes der Affen hängt insofern von der Natur desselben ab, als er durch das Gebährdenspiel sich kund gibt, und das äussere Betragen eines unähnlichen Wesens natürlich unnachahmbar ist, oder jedenfalls nicht von selbst zur Nachahmung auffordert. Der Papagei hingegen, der bei der Nachahmung dem Ohre (und nicht dem Auge) folgt, kann beinahe ebenso leicht das Knarren einer Thüre als die Stimme eines anderen Vogels hervorbringen. (1864.)

Wie er aber früher durch jene Empfindung hervorgelockt wurde, so hat er sich an deren Begleitung schon so gewöhnt, dass sie auch bei seiner anderweitigen Production sich einstellt. Indem aber durch die Nachahmung Bewusstsein vom Laute entstand und auf dessen Erzeugung erst das Hervortreten der Empfindung folgte, während sonst der Laut nur ein unwillkürlicher Begleiter der Empfindung war,—trat der Laut in seiner Geschiedenheit von dem ihn tragenden Gefühle, und doch wiederum als nothwendig mit ihm zusammengehörig ins Bewusstsein. Die unwillkürliche Empfindungsäusserung wurde so zum Empfindungszeichen. Die Entstehung des Bewusstwerdens von dem Unterschiede des Lautes und der Empfindung, dies sich Festsetzen des Lautes als eigenes Wesen, das von der ihn ergreifenden Willensthätigkeit so zu ihrem Werkzeug umgestempelt wird,—das ist der erste Ansatz zur Menschwerdung *

Allerdings kann zu gleichen Resultaten, wie sie hier die Lautnachahmung hervorbringt, auch die Gebährdenachahmung führen: aber einerseits ist die Gefühlsäusserung durch die Gebährde eine gar zu mannigfaltige und wechselnde als dass sie so leicht wie der Laut in ihrer Bestimmtheit festgehalten werden könnte. Dann afficirt auch die Production derselben in dér Art den ganzen Organismus, dass eine Unterscheidung von dem sie

* Ob und inwiefern solche erste Ansätze zur Sprache (d. h. ein Hervorbringen der Empfindungslaute nicht als solcher, sondern deren willkürliche Anwendung um die sie begleitende Empfindung oder die bei den Genossen gemuthmasste hervorzubringen) sich schon in der Thierwelt zeigen, und warum sie nicht zu einer vollständigen konventionellen Sprache geführt haben, verdient wohl noch näher untersucht zu werden.

hervorrufenden Gefühle nicht so leicht möglich würde. Die Modulation der Stimme liegt eben vielmehr in der Gewalt der lautbegabten Wesen, wie dies ja schon die Ausbildung der Tonunterschiede in den Singvögeln zeigt. Dadurch wird aber eine Weiterentwicklung der Lautsprache in einer ganz andern Weise möglich, als dies bei der Gebährdensprache (wenn eine solche sich etwa statt jener gebildet hätte) der Fall hätte sein können.*

Doch untersuchen wir nicht ungeschehene Möglichkeiten: denken wir uns das Wort mit dem ersten Anfang der Artikulation entstanden. Wie fand von hier aus die Weiterentwicklung der Sprache statt? und wie entwickelt sich mit ihrer Fortbildung und durch dieselbe das Selbstbewusstsein, das natürlich nur in Wesen vorhanden sein kann, die zwischen ihren Empfindungen und den sie hervorbringenden Objekten zu unterscheiden gelernt haben? In klarer Weise kann eine solche Unterscheidung aber nur durch das sich zwischen sie stellende artikulirte Wort geschehen, und so fällt dessen Anfang mit dem des Selbstbewusstseins und hierdurch mit dem der Menschheit, des menschlichen Wesens zusammen. Die weitere Geschichte des Worts fasst daher auch die Fortbildung des Selbstbewusstseins, und hiermit den Entwicklungsgang des menschlichen Wesens in sich.

Das Wort aber wie es immer nur durch Nachahmung

---

* Sollte wohl ein besonders fein ausgebildetes Tastgefühl vermögend sein eine Berührungssprache hervorzurufen, wie sie ausgezeichnete Naturforscher bei den Ameisen und verwandten Insekten zu entdecken glauben?

im Verkehr mit andern gleichgearteten Wesen entstand, ist seiner Natur nach als blosser einfacher Laut schon zwiefachen Ursprungs. Einestheils konnte es bei gewissen Gefühlserregungen als unmittelbare Wirkung der Organe eintreten; andererseits musste der Nachahmungstrieb in lautbegabten Wesen sich auf die Nachahmung der das Gehör am auffallendsten treffenden Töne werfen. Beide aber, der Empfindungslaut nicht nur, sondern auch der Nachahmungslaut, sind doch ihrer Natur nach bloss unwillkürliche Gefühlsäusserungen;—da ja wie das den Laut hervorbringende Spiel der Organe in jenem Falle durch die Empfindung, so hier durch den eben so unbewussten Nachahmungstrieb angeregt wird. Ich habe daher beide in der obigen Schilderung der Entstehungsweise des Wortes ohne Schaden zusammenwerfen können. Denn alles was ich dort von dem Empfindungslaute sagte, lässt sich ohne Weiteres auch vom Nachahmungslaute behaupten. Dieser führt eben die Empfindung der nachgeahmten Erscheinung oder der mit ihr im Gemüthe erregten Vorstellung mit sich, und kann desshalb auch wohl unter dem Empfindungslaut mitbegriffen werden.

Die äussere Beschaffenheit der ersten Worte war natürlich der der Empfindungslaute, aus denen sie entsprungen, ganz gleich;* und kann daher von uns nur aus

---

* Wenn ich mich auch mit der Humboldtschen Bestimmung des artikulirten Lautes (Einleitung zu dem Werke über die Kawi-Sprache, S. LXXXI) nicht vollständig einverstanden erklären kann, so scheint es mir doch nicht in der Natur des artikulirten Lautes als solchen zu liegen dass er ein begrenzter und geformter Laut ist. (K. Heyse,

einer Betrachtung der in unsern Sprachen restirenden Empfindungswörter und der sogenannten Onomatopoetica oder schallnachahmenden Wörter, so wie aus einer Vergleichung mit den Lauten der thierischen Stimme erschlossen werden.

Man kann in diesem Anfangszustande der Sprache noch nicht eigentlich von einem Lautsysteme oder von einem Zerlegen der Wörter in ihre einzelnen Lautbestandtheile reden. Jedes Wort machte einen einigen in sich geschlossenen Laut aus, der aber gewiss mit den einfachen Bestandtheilen, auf die unsere Etymologisten den Wortschatz der Sprachen zurückführen zu können vermeinen, nicht die mindeste Aehnlichkeit hatte. Die verschiedenen Organe des Lautvermögens wurden gewiss auf eine weit manigfaltigere, weit anstrengendere, und von unserer Lautirungsmethode bedeutend abweichende

---

System der Sprachlaute, 1852, S. 5 ff.) Ich glaube, dass seinem Ursprunge nach und auch in den ersten Stadien der Sprachentwicklung das Wort äusserlich von der thierischen Empfindungsäusserung nicht verschieden ist. Aber der weitere Entwicklungsgang der Sprache bedingt es nothwendig, dass der artikulirte Laut immer mehr ein begrenzter und geformter wird. Mit dieser meiner Ansicht stimmt aber Seite 7 von Heyse's angeführter Schrift der Satz: "artikulirt wird " er in eben dem Grade, wie der geistige Inhalt innerlich artikulirt, " d. i. logisch gegliedert und gestaltet wird,"—obschon ich auch diesen Gedanken etwas anders ausgedrückt haben würde. Ich möchte hier eher den Vordersatz zum Nachsatz machen. Dies hängt aber durchaus mit meiner wohl von der Heyseschen etwas verschiedenen Anschauungsweise über das Verhältniss des Denkens zum Sprechen zusammen. Nach ihm ist die Sprache ein Ausfluss des Gedankens; mir scheint, es tritt dabei zu wenig hervor, wie erst mit und durch die Sprache der Mensch zum Bewusstsein kommt, wie sehr namentlich in den Anfängen menschlichen Daseins das Wort den Gedanken erzeugt.

Weise in Thätigkeit gesetzt.* Schnalzende Töne, ja vielleicht Klatschen der Hände und andere nicht durch die Organe des Mundes erzeugte Laute werden (wie sie ja gewiss zur Gefühlsäusserung dienten), so auch aus Empfindungslauten zu artikulirten Wörtern der Ursprache umgestempelt worden sein.

Messen wir aber diese Wörter der ersten Stufe der Menschheit mit unserm syllabirenden Maasse, so beschränkte sich gewiss ihre Zeitdauer nicht auf die einer unserer Silben. Die Art des Empfindungslautes richtet sich ja ganz danach, welche Organe eben durch die ihn hervorrufende Empfindung zur lautirenden Thätigkeit gereizt wurden. Das Produkt derselben würde aber unserer grammatischen Zerlegungskunst gewiss nur selten als ein einfaches erscheinen. Durch dieselbe einfache Empfindung konnten nach einander die lautirenden Organe zu verschiedenen Aeusserungen gebracht werden, die aber (obschon im Grunde nicht zusammengesetzt) doch häufig besser mit unserem mehrsilbigen, als einsilbigen Wörtern in Analogie gebracht werden möchten. Die Ansicht dass die Sprachen alle

---

* Die vergleichende Sprachforschung stellt als unmittelbares Resultat der Beobachtungen über den Entwicklungsgang der Lautsysteme die Thatsache ausser Zweifel, dass im allgemeinen dás Lautsystem, welches die grösste mechanische Anstrengung in Anspruch nimmt, als das ursprünglichste zu betrachten ist. Der Trieb der lautlichen Sprachentwicklung geht eben dahin die Aussprache möglichst zu erleichtern. Wir brauchen in der Beziehung nur auf die Art der Aussprache des Englischen, als des fortgeschrittensten Gliedes der Germanischen Sprachsippe, im Vergleich mit seinen nächsten Verwandten hinzuweisen. Nichts kann aber verfehlter sein als z. B. in der anscheinbaren Einfachheit eines Lautsystems wie es auf den Sandwichinseln stattfindet, einen Urzustand erkennen zu wollen. Die Vergleichung

auf ursprünglich einsilbige Wurzeln zurückzuführen seien, ist schon desshalb eine verfehlte, weil sich eine Menge schallnachahmender in ihnen finden, (wie z. B.

---

der anderen Polynesischen Dialekte ergibt als eine unbestreitbare historisch festgestellte Thatsache, dass die ungemeine Konsonantenarmuth des Hawaiischen nicht ursprünglich ist, und dass je mehr die verwandten Sprachen ein reiches Konsonantensystem zeigen, desto mehr auch alterthümliche Formen in ihnen bewahrt worden sind. Von allen mir bekannten Sprachen übertrifft aber die der Buschmänner Südafrikas (die *Saan* von den Hottentotten, *Abatua* von den Kaffern, und *Baroa* in der Setshuâna genannt werden) alle anderen bei weitem in Betreff der Stärke der zu ihrer Aussprache nothwendigen mechanischen Kraftausübung. Es ist nothwendig eine solche Sprache in der die allermeisten Worte mit einem der wenigstens sechsfach verschiedenen Schnatzlaute und mehrere mit sehr anstrengenden Gutturalen ausgesprochen werden, namentlich in Betracht zu ziehen, wenn man von den ursprünglichen Lautelementen, aus denen menschliche Sprache erwuchs, eine auch nur annähernde Idee haben will. Hier schnalzt nicht nur die Zunge (wie im Hottentottischen), sondern auch die Lippen. Es scheint mir, als wenn unsere modernen Lautsysteme eben so gut als bloss äusserst abgeschwächte und nach bestimmten Gesetzen abgeschliffene Ausläufer solcher ursprünglicher Lautverhältnisse zu betrachten seien, wie etwa die modernen namentlich stenographischen Schreibweisen als zu praktischen Zwecken entstellte Abkömmlinge einer hieroglyphischen Bilderschrift. Inwiefern ein Lautsystem wie das Buschmännische aber mit den Lauten der menschenähnlichsten Affen Berührungspunkte darbietet, ist eine Frage, die mir wohl eine eingehendere Untersuchung zu verdienen scheint. Ueber diesen Gegenstand schreibt mir der Jenenser Professor der Zoologie, Ernst Haeckel, (15. Sept. 1866) wie folgt: " Die Sprache der " Affen ist von den Zoologen bisher nicht in der verdienten Weise " berücksichtigt worden, und es existiren keine irgend eingehende " Beschreibungen der von ihnen ausgestossenen Laute. Dieselben " werden bald einfach als 'Geheul,' bald als 'Geschrei,' 'Schnalzen,' " 'Brüllen,' u. s. w. bezeichnet. Ausgezeichnete *Schnalzlaute*, sowohl " mit den *Lippen*, als auch (seltener) mit der *Zunge* hervorgebracht, " habe ich selbst in zoologischen Gärten öfter (und zwar von sehr " verschiedenen Affen-Arten) gehört, kann aber nirgends eine Dar" stellung derselben finden. Offenbar haben diese Laute die meisten " Beobachter nicht interessirt. Vielleicht interessirt es Dich zu erfah-

*ha|i* in *ha|ifa!a* dem Gallawort für "Niessen"),† die unmöglich einsilbig genannt werden können, obschon sie aus einer einfachen Nachahmung entstanden sind.

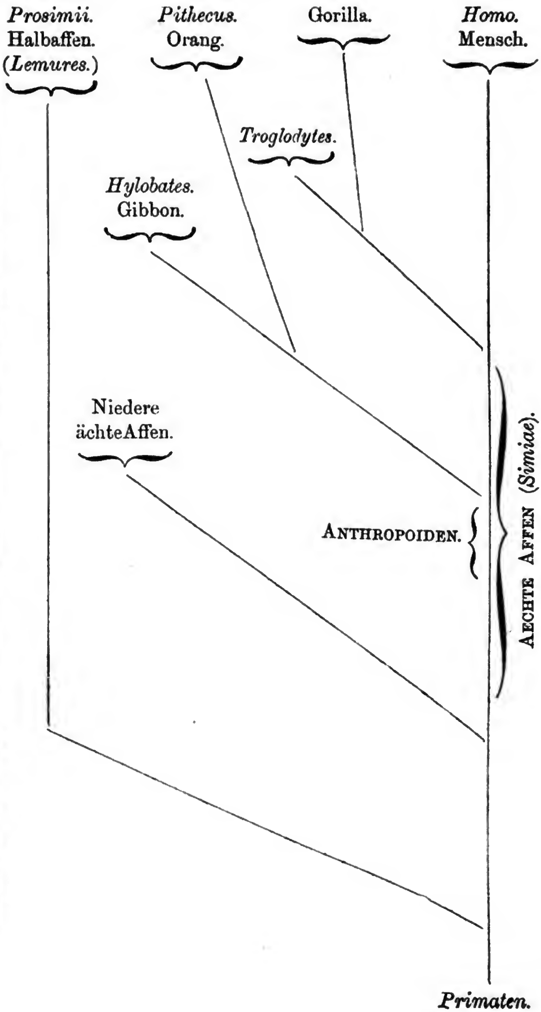
Wiederholung desselben Lautes fand sich auf der ersten Sprachstufe wohl in sehr vielen, vielleicht in den meisten Wörtern, ohne darum ihre einfache Beschaffenheit zu afficiren. Ist ja die Empfindungsäusserung durch den Laut selten auf seine einmalige Hervorbringung beschränkt, sondern wiederholt sich durch die länger andauernde Empfindung hervorgelockt, in den mei-

---

" ren, dass vor zwei Jahren ein Buch des grössten Englischen Zoologen " HUXLEY, und vor kurzem ein ausführliches des Deutschen CARL " VOGT erschienen ist, in welchem der Nachweis der Abstammung des " Menschengeschlechts von den Affen auf Grund embryologischer und " palaeontologischer Untersuchungen mit solcher Strenge geführt wird, " dass kein wissenschaftlicher Zoologe mehr daran zweifelt. Unter " allen bekannten jetzt lebenden Menschenarten sind die Australischen " Neger in Neuholland und die diesen, wie es scheint, nahe verwandten " *Buschmänner* diejenigen, welche den Affen am nächsten stehen. " Unter den *lebenden* bekannten Affen sind es die *Anthropoiden* " *(Gorilla* und *Troglodytes* in Mittel-Afrika, *Orang* und *Gibbon* in " Indien), welche dem Menschen am nächsten verwandt, keinesfalls " aber Voreltern desselben, sondern Seitenlinien von gemeinsamen " Voreltern sind. Der Stammbaum der *Primaten*-Ordnung sieht " ungefähr folgendermassen aus." (Siehe die Tabelle auf der folgenden Seite.)

Eine Stelle in du Chaillus neuestem Buche (Reise nach Ashango Land, Englische Originalausgabe, S. 371 und 372) scheint zu zeigen, dass wenigstens in einer gewissen Entfernung die von den Chimpanses geäusserten Laute einen den Tönen menschlicher Rede nicht unähnlichen Klang haben.

† Die Schnalzlaute | (dentaler) und ! (palataler) bezeichnen hier die Buchstaben *t*ᒥ und *d'* des Tutschekschen Alphabets, denen sie nach seiner Beschreibung zu entsprechen scheinen. Lepsius drückt jedoch Tutscheks *t*ᒥ durch $\underline{t}$, und sein *d'* durch *g'* aus.




Stammbaum der Primaten-Ordnung. (Mitgetheilt durch Herrn Prof. Haeckel, siehe Seite 25, Anmerkung).

sten Fällen mehrere, ja wohl sehr viele Mal. Den ersten Wörtern aber, als blossen Nachbildern oder Abkömmlingen der Empfindungsäusserungen, müssen wir wohl eine diesen ganz gleiche Beschaffenheit zuschreiben: und was daher sich von der äusseren Erscheinung der éinen konstatiren lässt, das dürfen wir auch kühn auf die andern beziehen.

Auch die Geltung des einzelnen Wortes der Ursprache musste sich ganz nach dem Gefühl richten, welches mit dem Empfindungslaute aus dem es entsprungen, verbunden war. So wenig aber dieser von einem einzelnen Gegenstand oder Zustand herrührte, sondern nur das Erzeugniss einer ganzen Gemüthsstimmung war, so wenig können auch durch die ersten Worte schon einzelne Gegenstände oder auch nur einzelne Empfindungen bezeichnet worden sein. Sie, die Wörter der Ursprache, waren für das Bewusstsein nur Ausdrücke von Stimmungen, die aus einem Complex verschiedener zusammenwirkender Empfindungen bestanden. Dieselbe Stimmung, oder wenigstens ganz ähnliche, im Bewusstsein leicht mit ihr zusammenfallende, mochten aber auf sehr mannigfaltige Weise von den verschiedenartigsten Gegenständen veranlasst werden. Die Verschiedenheit der wirkenden Kräfte bei gleichem Effekte konnte in der ersten Periode des Bewusstwerdens des Menschen noch nicht empfunden werden: aber jede weitere Entwicklung musste ihn auf eine Unterscheidung der Einzelempfindungen drängen, und auf eine aus ihnen zu gewinnende Anschauung der sie erzeugenden Gegenstände und Zustände.

Wenn ich nun auch eben mit Recht sagen konnte,

dass wie der Empfindungslaut von dem Empfindungsleben, so das Wort von dem Bewusstsein desselben uns Kunde gebe: so ist doch das Verhältniss zwischen dem Bewusstsein und der Sprache ein von dem zwischen dem Empfindungslaute und dem Gefühle stattfindenden höchst verschiedenes. Dass dieses (das Gefühl) sich nämlich lautbar äussert, findet ja nur in Ausnahmsfällen statt, so dass von dem Ganzen des Empfindungslebens eines auch noch so lautbegabten Wesens seine Stimme nur sehr vereinzelte Bruchstücke kundgibt. Der Laut ist für das Gefühl ein bloss accidentielles Nebenmoment: Empfindung gibt es nicht bloss ohne ihn, sondern es ist verhältnissmäsig nur selten, dass diese dem Ohr vernehmbar wird. Das Bewusstsein hingegen erwachte im Menschen mit der Entstehung der ersten Worte, seine Beschaffenheit richtete sich ganz nach deren Bedeutung, und sein Umfang ist nicht grösser als die Summe des durch die Worte Ausgedrückten. Sprache und Bewusstsein sind getrennt nicht denkbar; das éine konnte nur mit dem andern und durch dessen Entstehung hervortreten: so ist das éine ganz das Spiegelbild des andern. Auch die weitere Entwicklung des Sich-bewusstwerdens konnte nur mit und durch die Fortbildung der Sprache geschehen. Was wirklich klar ins Bewusstsein getreten ist, das muss durch die Sprache erzeugt und in ihr sichtbar sein: die Sprache eines Volkes ist stets ein Abdruck der in ihm zum Bewusstsein gekommenen Gedanken.

Wie beschränkt musste aber der Zustand des Bewusstseins in der Anfangsperiode der Menschheit sein! Bewusstsein nur von Gemüthsstimmungen konnte

damals im Menschen wach geworden sein, und zwar bloss von solchen Stimmungen, die von Empfindungslauten, welche auf die erst geschilderte Weise zu Worten geworden, begleitet gewesen waren. Da aber wie gesagt nur der kleinste Theil des Empfindungslebens lautlich sich geltend machte, und von diesen Empfindungslauten auch schwerlich alle in Worte übergegangen waren, so kann man sich leicht vorstellen wie gar wenig von dem Empfundenen und wie unklar auch dieses ins Bewusstsein getreten war. Es war erst ein blosser Ansatz zur Erkenntniss vorhanden.

Um aber hierin wirklich weiter zu kommen musste sich die Sprache und das mit ihr verknüpfte und an sie geknüpfte Bewusstsein weiter ausbilden. Die Bedeutung der einzelnen Wörter wurde eine enger begrenzte schon dadurch, dass neue sei es aus Empfindungs- oder Nachahmungs-lauten entsprangen. Aber auf eine neue Stufe, von der ein rechtes Fortschreiten in der Entwicklung nur möglich war, trat das Bewusstsein erst dadurch dass der sprachliche Stoff in sich selbst durch Wechselwirkung zur Erzeugung neuer Bestandtheile gelangte.

Mit dieser weitern Entfaltung des sprachbildenden Prozesses beginnt das zweite Stadium des Wachwerdens menschlicher Erkenntniss aus dem thiergleichen Zustande der Bewusstlosigkeit. Um aber zu ihm zu kommen, müssen wir die Sprachweise im ersten Stadium uns recht anschaulich vorzustellen suchen. Der Verkehr durch Rede bestand aber hier in nichts anderem, als dass, wenn man vor einer Stimmung ergriffen war, für die man ein Wort kannte, und man dieselbe Stimmung Jemand anders mittheilen wollte, man besagtes Wort ausstiess.

Da aber dies Wort dem Empfindungslaut, aus dem es hervorgegangen, durchaus ähnlich war, so unterschied sich dieser Zustand der Lautäusserung von dem ihm vorhergehenden sprachlosen wohl durch nichts, als durch das Bewusstsein, von dem hier die Tonerzeugung getragen war.

Nun konnte es aber Stimmungen geben, die dén, der sie auszudrücken versuchen mochte, an zwei andere erinnerten, zu deren Bezeichnung man schon Wörter gewonnen. Nichts natürlicher, als dass um sie auszudrücken man zwei Wörter zusammenstellte. Dies war das zweite Stadium, in dem erst der Grund zur Scheidung auch der äussern Erscheinung des bewussten und unbewussten Gefühlsausdrucks gelegt wurde.

Im dritten und letzten Stadium der ersten Periode, in welcher eben diese Scheidung noch nicht durchgebrochen war, hatten sich auf diese Weise durch die Verbindung bekannter Wörter schon Ausdrücke für eine ganze Anzahl von Stimmungen des Gemüthes gebildet, die früher von keinen Empfindungslauten begleitet, in den vorhergehenden Stadien auch nicht durch Worte ausdrückbar waren, und zu deren Bewusstsein man daher auch noch nicht gekommen war. Dies geschah nun aber auf eine besondere, wesentlich von der früheren verschiedene Weise. Wie aber jetzt Gefühle durch mehrere Wörter ausgedrückt wurden, kamen sie auch dem Bewusstsein als aus den durch diese bezeichneten Stimmungen bestehend vor, mochten sie nun auch im Grunde viel einfacher sein, als die Bestandtheile aus denen sie zusammengesetzt schienen.

Wenn sie aber dies (nämlich einfacher) waren, und je

mehr sie dies waren, desto eher musste sich das Gefühl der Zusammengehörigkeit der beiden kombinirten Wörter der Seele aufprägen: sie mussten im Gebrauche immer enger mit einander verwachsen, während hingegen andere loser auseinander gehalten wurden. Die enger im Begriff verbundenen dann auch im Laute möglichst zu einem Ganzen zu vereinen, dás war ein sehr natürliches Streben des Sprachtriebes. Die einander näher gerückten Laute konnten aber nicht ohne gegenseitigen Einfluss verbleiben: Lautwechsel akkommodirte sie einander, und so gingen leicht zwei früher getrennte Wörter in ein neues der Form und dem Begriffe nach auf seine Bestandtheile nicht mehr zurückweisendes über. Dieser Process musste dadurch erleichtert werden, wenn etwa die Laute, aus denen das neue Wort zusammenschmolz, als einfache, unzusammengesetzte Wörter schon ausser Gebrauch gekommen waren.

So beginnt die zweite Periode des Entwicklungsganges der Sprache mit ihrer auch äusserlichen Scheidung von den unbewussten Aeusserungen des thierischen Gefühllebens. Jetzt ist erst die Sprache als ein gesicherter Erwerb zu betrachten, da die frühere Ungeschiedenheit der Form der Wörter von dér der Empfindungslaute ein Verschwinden ihres innern, nur durch den Willen fest gehaltenen Unterschiedes und hiermit ein Zurücksinken in den Zustand der Bewusstlosigkeit noch immer möglich erscheinen liess.

Der Unterschied zwischen Laut und Empfindung konnte da erst recht ins Bewusstsein treten, wo der Laut nicht sowohl ein aus der Empfindung hervorgehender war, als vielmehr einer Kombination seinen

Ursprung verdankte, die ihn dem Gefühle, das er ausdrücken sollte, gleichsam mit Gewalt anpasste. Dass er eben nicht von selbst von den durch eine Gemüthsaffektion erregten Organen hervorgestossen ward, sondern von dem Wirken des Affektes im Organismus ganz unabhängig war, ja vielleicht ihm entgegen trat,—dás war natürlich für das Getrennthalten von Gefühl und Gefühlsäusserung im Bewusstsein von der grössten Bedeutung.

Die Trennung zwischen Gefühl und Gefühlsäusserung musste aber nothwendig der Scheidung zwischen dem Objekte und der durch dasselbe bewirkten Empfindung vorangehen. Die Anschauung der Objekte entwickelte sich erst aus der Anschauung der durch sie hervorgerufenen Empfindungen.

Die Verworrenheit der Begriffe konnte nur durch fortschreitende Begrenzung derselben vermindert werden. Ein eine Stimmung sehr allgemein und unbestimmt ausdrückendes Wort wurde durch die Hinzufügung eines anderen auf einen Theil der ihm inhärirenden Bedeutung beschränkt. So lange aber die Zusammengesetztheit des Wortes noch eine wahrnehmbare war, trat in dem Bewusstsein diese Einzelempfindung immer nur als eine kombinirte hervor. Verschwand aber das Aussehn der Zusammengesetztheit im Worte, und erschien dasselbe dem Ohre wie ein einfacher Laut, so wurde auch der dadurch bezeichnete Begriff von dem Bewusstsein als ein einfacher aufgefasst. Indem aber auf diese Weise die anfangs so sehr verworrenen Begriffe gespalten wurden, traten immer mehr die Agenten der Empfindung, die Gegenstände und ihre Zustände, dem

Bewusstsein näher, ohne dass es jedoch in dieser Periode zu einer rechten Anschauung desselben, die nur aus einer Unterscheidung zwischen denselben gewonnen werden konnte, gekommen wäre.

Doch bevor wir zu der Art wie das Bewusstsein von der Duplicität der Empfindungsanreger erweckt wurde, übergehen können, müssen wir vorerst noch manche Erscheinungen der zweiten Periode näher in Betracht ziehen. Wir haben oben den Fall noch nicht berührt, wenn von einem zusammengesetzten Worte blos ein Theil als einfaches Wort ausser Gebrauch gekommen war. Es musste, wo dies stattfand, das neue Wort offenbar als eine Modification des andern noch in seiner isolirten Bedeutung geschützten Elementes erscheinen.

So wurde durch das neu eintretende Verfahren der Ableitung es möglich Nüancirungen eines vorhandenen Begriffes in's Bewusstsein zu rufen, und nach Analogie der schon vorhandenen abgeleiteten Wörter konnten nun auch von andern Grundbegriffen weitere Spaltungen vermittelst solcher Laute, die an und für sich keinen Werth mehr hatten, sondern ihn nur im Zusammenhang mit andern erhielten, bewirkt werden.

So konnte ein Wort in der zweiten Periode schon wenigstens zehnfach verschiedenen Ursprungs sein.

Entweder:

*A.* Entsprach es ohne Zusatz dem Empfindungslaut, aus dem es hervorgegangen: *Einfach* 1.

Oder:

*B.* Es bestand aus zwei solchen einfachen Wörtern,

oder aus zwei einfachen Wort-Bestandtheilen, von denen

*a*. Beide auch als getrennte Wörter noch vorkommen: *Zusammengesetzt* 2.

*b*. Der erste Bestandtheil als getrenntes Wort noch vorkommt,

α. Der zweite aber nur in Zusammensetzungen: *Abgeleitet mit Suffix* 3.

β. Der zweite sonst gar nicht mehr vorkommt: *Hinten verstärkt* 4.

*c*. Der zweite Bestandtheil als getrenntes Wort noch vorkommt,

γ. Der erste aber nur in Zusammensetzungen: *Abgeleitet mit Präfix* 5.

δ. Der erste sonst gar nicht mehr vorkommt: *Vorne verstärkt* 6.

*d*. Beide Bestandtheile getrennt nicht mehr gebraucht werden,

ε. Doch beide noch in Zusammensetzungen gefunden werden: *Verwachsen* 7.

ζ. Der erste noch in Zusammensetzungen vorkommt, der zweite gar nicht: *Verschlungen am Ende* 8.

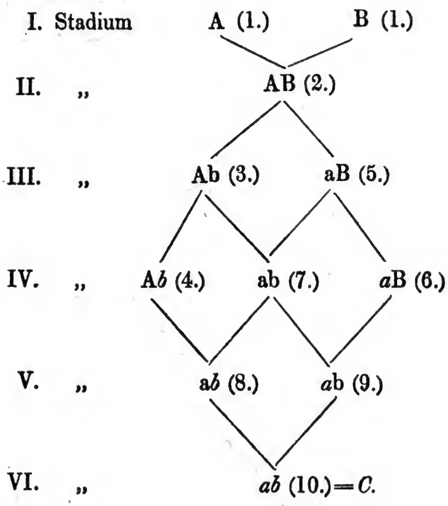
η. Der zweite noch in Zusammensetzungen vorkommt, der erste gar nicht: *Verschlungen am Anfang* 9.

ϑ. Beide sonst gar nicht mehr angetroffen werden: *Verschmolzen* 10.

Wie hier der Kreislauf der Wortentwicklung war, zeigt am besten folgende Tabelle:

| | |
|---|---|
| Erstes Stadium | Einfaches Wort. [Empfindungslaut] (1.) Einfaches Wort. [Empfindungslaut] |
| Zweites Stadium | Zusammengesetztes Wort (2.) |
| Drittes Stadium | Abgeleitet mit Suffix (3.) — Abgeleitet mit Präfix (5.) |
| Viertes Stadium | Verstärkt am Ende (4.) — Verwachsen (7.) — Verstärkt am Anfang (6.) |
| Fünftes Stadium | Verschlungen am Ende (8.) — Verschlungen am Anfang (9.) |
| Sechstes Stadium | Verschmolzen (10.) |

In Buchstaben ausgedrückt gestaltet sich die obige Tabelle etwa so:



Ein verschmolzenes Wort erscheint natürlich dem Gefühl wieder als ein einfaches, und indem in dieser Weise immer neue einfache Elemente gewonnen werden, die nicht zugleich Empfindungslaute waren, sondern durch mehrere Stadien der Entwicklung sowohl der Form als der Bedeutung nach von ihnen geschieden waren, entwickelte sich immer mehr ein von dem unmittelbaren Empfindungsleben getrenntes Selbstbewusstsein.

Da wir überdies hier nur auf die aus einem oder zwei Bestandtheilen bestehenden Wörter Bezug genommen haben, so versteht es sich (da es wohl nichts gegen sich hat, dass auch mehr als zwei mit einander kombinirt würden), dass die Mannigfaltigkeit verschiedenartig gebildeter Wörter in der zweiten Periode eine noch vielfach grössere sein konnte,—namentlich wenn wir hinzunehmen, dass mehr oder minder bedeutende Lautveränderungen bald den einen, bald den anderen Bestandtheil, bald mehre oder auch alle zugleich treffen konnten. Die so verschiedenartig gestalteten Wörter mussten auch das Bewusstsein in verschiedener Weise erregen, wie das namentlich schon aus dém erhellt, was wir über die verschiedene Auffassung der einfachen, zusammengesetzten und verschmolzenen Wörter bemerkten.

Wir haben bisher den Weg der Sprachentwicklung so dargestellt, als wenn er ein nach éiner Richtung hin stetig fortschreitender sei. Aber in Wahrheit war schon in den ersten Stadien desselben eine zwiefache Ausbildungsart möglich. Statt dass nämlich die einzelnen Elemente mit einander verschmolzen, konnten sie auch starr auseinander gehalten werden. Eine Entfernung von der Form des dem Worte zu Grunde liegenden Empfin-

dungslautes konnte doch auch in solchem Falle durch eine von dem Streben nach möglichst leichter Aussprache verursachte Veränderung des Wortlautes bewirkt werden.

Dass auch nach dieser Richtung hin sich Sprachen einseitig entwickelt haben, ist wohl anzunehmen. Fraglich ist nur, ob derartige Sprachen noch vorhanden sind. Von den Idiomen Hinterasiens möchte ich noch nicht mit Sicherheit behaupten, dass sie schon in der ersten Entwicklungsperiode einer solchen die Wörter auseinander haltenden Maxime gehuldigt. Ob diese nicht später erst bei ihnen zur Geltung gekommen und sie noch die übrigen ein gutes Stück Wegs in die zweite Periode hinüber begleitet haben, dás müssen eindringliche komparative Studien zeigen.* Namentlich werden diese auch auf die Frage einzugehen haben, wie ein Lautsystem sich in jenen Sprachen entwickelt hat, und inwiefern sie ein solches besitzen. Denn zur Ausbildung eines Lautsystems, d. h. zum Besitz weniger Laute, aus denen die Masse der verschiedenen Wörter kombinirt erscheint, konnte die Sprache wohl nur durch die Bildungsprozesse der zweiten Periode gelangen. Die Kombinirung desselben Lautes mit verschiedenen anderen bewirkte schon ein Wiederkehren desselben Wortelementes. Der Drang nach leichter Aussprache musste aber zum Verschwinden der ihrer Seltenheit wegen ungewohnten Laute oder zu ihrer Verschmelzung mit anderen

---

* Ich lasse alles dies mit Fleiss so stehen, wie es im Jahre 1853 niedergeschrieben war, da eine Besprechung der scharfsinnigen Untersuchungen von R. Lepsius in seiner geistreichen Abhandlung "Ueber Chinesische und Tibetische Lautverhältnisse," u. s. w. (Berlin 1861) mich zu weit von meinem Gegenstande hier abführen würde.

gewöhnlicheren führen. Lautveränderungen thaten ein übriges. Nur die letzteren Momente konnten natürlich auf die Bildung eines Lautsystems in einer Sprache, in der die einzelnen Wörter in keinen engeren Kontakt kommen, einwirken.

Wie aber die ersten Lautsysteme ausgesehen haben mögen, darüber etwas zu rathen dürfen wir uns wohl hier versagen. Jedenfalls aber waren sie von dem Bilde eines Sanskritischen oder ähnlichen am weitesten entfernt. Dies gehört erst viel späteren Sprachepochen an.

---

Mit der Entstehung des Wortes als von dem Empfindungslaute lautlich und begrifflich durchaus geschieden ist eigentlich die Frage über den Ursprung der Sprache erledigt, und die Verfolgung der ferneren Entwicklung der lautlichen Form und ihres begrifflichen Inhalts muss der Sprachgeschichte überlassen bleiben. Zum Schlusse will ich demnach nur noch in einem raschen Ueberblick meine Ansicht von der Entstehungsart des Wortes zusammenfassen.

Die erste Phase der Existenz des Wortes als solches fand statt, als der Empfindungslaut nicht als solcher hervorgebracht, sondern willkührlich angewendet wurde, zu dem Zweck um die ihn begleitende Empfindung oder die bei dem Genossen gemuthmasste entsprechende hervorzurufen.

In der zweiten Phase setzt sich durch den Gebrauch der Laut fest als konventionelle Vermittelung der durch ihn angedeuteten Empfindung, und indem er von dieser im Gefühl und Bewusstsein schon geschieden wird, weicht er auch immer mehr von ihrer Bedeutung ab,

und wird auch bald der Form nach zu einer blossen Andeutung des Empfindungslautes, aus dem er ursprünglich hervorging, und dessen Ebenbild er anfangs war.

Trotzdem,—wenn auch lautlich und der Bedeutung nach von dem Empfindungslaut und der durch ihn ausgedrückten Empfindung verschieden,—lehnte doch das Wort sowohl der Form als dem Inhalt nach sich noch zu sehr an die Empfindungswelt und ihre Aeusserung, und war zu unmittelbar aus ihr hervorgegangen, als dass es schon einen selbstständigen klaren Begriff in sich schlösse.

Jedes Wort bezeichnete eben noch eine für sich stehende nur durch sich modifizirte Idee, und bildete, wie wir sagen würden, einen Satz für sich.

Nun musste es aber vorkommen, dass das Bedürfniss sich geltend machte Empfindungen auszudrücken, die nicht entschieden *éiner* durch einen Lautkomplex sich geltend machenden Empfindung am nächsten waren, sondern zu gleicher Zeit zwei solchen Lautkomplexen gleich nahe zu liegen schienen. Hier lag es am nächsten einen dieser Lautkomplexe dem andern folgen zu lassen. Dies bezeichnet den Anfang der dritten Phase.

Von zwei so zusammen eine Idee ausdrückenden Wörtern musste natürlich das eine gewöhnlich im Bewusstsein für den durch beide ausgedrückten Begriff nothwendiger erscheinen, als das andere. Hierdurch allein machte sich wohl schon frühe im Bewusstsein eine Art Unterscheidung geltend zwischen dem Haupt- und Neben-Theil, dem zu bestimmenden und dem zur Bestimmung eines anderen dienenden Worte.

Ich habe an den ersten Stadien des sprachlichen Entwicklungsganges zu zeigen mich bemüht, wie mit dem Werden der Sprache der Mensch erst zum Bewusstsein kommt, und wie jede Erkenntniss nur in und durch die Sprache uns ins Bewusstsein treten kann.

Es versteht sich, dass die Klarheit des Bewusstseins wachsen muss, je mehr die äusseren Formen der Rede das logische Denken erleichtern. Dies können sie aber nur, wenn das durch sie unterschiedene und je mehr es mit den Unterschieden, die sich unserer Erkenntniss als die wesentlichsten aufdrängen, übereinstimmt.

Unser jetziges Denken besteht aus einem Zusammenstellen von Begriffen, deren Vorstellung in uns rege wird; und ebenso unser Sprechen aus einer Verbindung von einzelnen Wörtern. Die Begriffe, die wir haben, sind aber blosse Abstraktionen: sie sind Erfolge des Reibungsprozesses der einzelnen Empfindungen.

Wenn ich sage, oder was eigentlich dasselbe ist, denke (denn ich denke ja gerade wie ich zu sprechen vermag): " *das Pferd in meinem Stalle ist braun*, so stelle ich " blosse Abstraktionen zusammen um den auszudrücken- " den Begriff zu bezeichnen. Ich sah nie Bräune, noch " Dasein, noch Mein, noch Stallung, aber ich habe " Millionen brauner Dinge, tausend einzelner Pferde, " viele Ställe gesehen, habe oft an Sachen gedacht, die " mir gehören, und bemerke immerfort Dinge, die sind " existiren, ich bin von Wesen umgeben, und bin selbst " eins." (Dr. F. Leiber, in Schoolcraft's Information respecting the History, Condition and Prospects of the Indian tribes of the United States, Part II. p. 346.)

Wie kommen wir aber von dem blossen Bewusstsein

einer Gefühlsstimmung, mit dem das menschliche Dasein anfing, zu diesen abstrahirten Begriffen, und wie entwickelte sich das Wort aus dem blossen Empfindungszeichen zum Träger dieser Begriffe? Die letztere Frage ist für unsere Betrachtungsweise jedenfalls die erstere, diejenige, aus deren Lösung die der andern von selber folgt.

Wie die durch die Zusammensetzung, und die aus ihr hervorgehende Verschmelzung der Wörter hervorgebrachte Kombination von Begriffen immer mehr zur Abstraktion derselben, zu ihrer aus der vielfachen Verbindung hervorgehenden Sonderung aus dem Einzelgefühl hinführen musste, haben wir schon oben bemerkt. Aber zu einer Eintheilung der Begriffe in Gattungen führte dies an und für sich noch nicht. In den primitiven Wörtern waren die Redegattungen ganz ungeschieden. Auch wo nicht mehr eins der ursprünglichen Elemente in den schon fortgeschritteneren Stadien der Sprachentwicklung zu einer Aussage genügte, und sich mehrere Wörter zu einem Satze vereinigen mussten um einen Gedanken darzustellen, können wir noch nicht von einer rechten Scheidung der Redetheile sprechen.

Dasselbe Wort umschloss ohne Aenderung einen Nominal- oder Verbal-Begriff, konnte in Art unserer Adjektive und Adverbien u. s. w. gebraucht werden. So wurde ursprünglich z. B. durch ein aus der Nachahmung eines Schalles entstandenes Wort die Wahrnehmung bezeichnet, deren man sich bei dem Vernehmen des Schalles bewusst wurde. Diese Wahrnehmung war durchaus nicht abstrakter, allgemeiner Natur, sondern eine durchaus konkrete, individuelle. Hätte etwa durch Nachahmung des Tones eines Kuckucks sich ein Wort

gebildet, so konnte dessen Begriff unmöglich auf den des Vogels beschränkt sein, noch auf den des Schreiens oder auf eine Eigenschaft des Thieres oder seiner Aeusserung, u. s. w.;—sondern die ganze Situation, soweit sie in's Bewusstsein trat, wurde durch das Wort angedeutet. Dass von dieser Situation dann die Hauptmomente hervortraten, das wurde schon durch das wiederholte Vernehmen des Lautes bewirkt: aber noch schloss die Bedeutung des Wortes die heterogensten Begriffe in sich, von denen in der einen Verbindung mehr der eine, in einer anderen mehr der andere hervorgehoben wurde. Indem aber so etwa in Verbindung mit einem das Fliegen andeutenden Worte das Wort Kuckuck den Begriff des Vogels hervortreten liess, und das ganze das Fliegen des Kuckucks anzeigte, in einer anderen Verbindung aber dasselbe Wort eine Eigenschaft oder Thätigkeit des Kuckucks hervortreten liess: so ist dies von der jetzigen Englischen Art, dass ein Wort unverändert oft mehreren Redetheilen angehören kann, himmelweit geschieden. Denn im Englischen sind die Redetheile, wenn auch nicht überall lautlich, doch begrifflich stets streng geschieden: hier aber war noch gar kein Bewusstsein einer Verschiedenheit vorhanden, da weder Form noch Stellung auf eine solche aufmerksam gemacht hatte.

Denn Formen hatten sich noch nicht gebildet, und bestimmte Stellung, wie z. B. im Chinesischen, konnte sich erst in einer innerlich sehr ausgebildeten Sprache festsetzen: wir denken auch ohne dass gerade verklingende Formen (wie im Englischen), die zuerst auf den Unterschied aufmerksam gemacht hatten, dadurch zu

ersetzen gewesen wären. Denn durch ein dunkles Gefühl wurden gewiss die Redetheile schon sehr frühe unterschieden, und dies konnte schon auf die Festsetzung einer bestimmten Stellung hinwirken, die dann wenigstens ein einigermassen klares Bewusstsein ihres Unterschiedes hervorrufen musste.

Dann verbanden sich auch mit ganzen Reihen von Wörtern gewisse Partikeln oder Ableitungssilben, die zu Unterscheidungen ihrer begrifflichen Bestimmung wurden, die Zeit, Aktion, und namentlich die Personen anzeigend, oder auf die Stellung der Begriffe zu dem Redenden hinweisend (Artikel) u. s. w.

Der Ursprung solcher formativen Elemente der Sprache erklärt sich, wenn wir auf die oben (S. 30—36) geschilderten Wortbildungsprozesse Rücksicht nehmen, etwa folgendermassen. Wie ein Theil eines Wortes aus dem gesonderten Gebrauche verschwinden konnte, so war dies auch mit dem Theile eines Satzes möglich, d. h. er konnte aufhören allein für sich ausgesprochen einen Begriff zu bezeichnen, und hatte nur Bedeutung im Zusammenhange mit andern. Solcherlei Wörter oder, wie sie technisch heissen, Partikeln waren sowohl der verschmelzenden als der auseinanderhaltenden Sprachart eigen, ja in dieser wohl eher häufiger als in jener. Mit ihrem Erscheinen und in den verschmelzenden Sprachen auch mit dem der Ableitungssilben musste ein Bewusstsein der Gestalt des Begriffes rege werden, indem so Wörter oder Silben, die bloss die Form des einzelnen oder zum Satze kombinirten Begriffes ausdrückten, mit den übrigen bedeutungsvolleren in eine Art von Gegensatz traten. Welche Art von Form in Gebrauch kam, dás

hing natürlich im Anfang ganz vom Zufall ab: aber je mehr die Sprache sich weiter entwickelte, desto mehr mussten die Zwecke des Verständnisses erleichternde Formwörter oder Formen der Wörter in Gebrauch kommen.

So konnte sich schon eine formale und hierdurch auch begriffliche Unterscheidung der Redetheile anbahnen. Aber wo sie nur auf diese Weise vorhanden ist, wird sie schwerlich je vollkommen durchgeführt werden: in einzelnen Fällen werden die Wörter noch der unterscheidenden Partikeln ermangeln, in andern sind die Partikeln des einen Redetheils auch wohl auf den andern anwendbar, und so wird, wenn die Unterscheidbarkeit häufig auch nicht unmöglich ist, doch durch keine strenge Geschiedenheit der Redetheile das Bewusstsein des Unterschiedes scharf hervorgehoben.

Vollkommene Unterscheidung findet sich aber erst in den Pronominalsprachen: obschon auch hier verschiedene Stadien in ihrer Ausbildung zu bemerken sind. Sie hängt innigst mit der Pronominalbildung zusammen, und von der Anwendung der Pronomina, und ihrer Verbindung und Verschmelzung mit anderen Redetheilen ab.

Aber eine Betrachtung des Wesens der Pronomina und der grossen Bedeutsamkeit ihres Einflusses auf die ganze Sprachentwicklung würde uns zu tief in ein an sich allerdings äusserst interessantes Gebiet der Sprachgeschichte führen, das jedoch einer Abhandlung, deren Ziel blos die Betrachtung des Ursprungs der Sprache ist, fremd sein würde.

---

Druck von Van de Sandt de Villiers & Co., Kapstadt.